

SPI Schriften 2011

Evaluationsforschungsprojekt Schülerwohnen Graz mit familientherapeutischer Begleitung Ergebnisbericht

„Wenn i mich änder, hilft des sicher nicht soviel, als wenn sich alle ändern“



Christina Lienhart

Jahr: 2011
Herausgeber: Sozialpädagogisches Institut, Fachbereich Pädagogik, SOS Kinderdorf
Autorin: Mag.^a Christina Lienhart

e-mail: sos-kinderdorf.spi@sos-kd.org
www.spi.sos-kinderdorf.at
www.sos-kinderdorf.at

grafische Gestaltung: medienwerkstatt.cc

1	Einleitung	7
1.1	<i>Zur Intention und dem Aufbau des Berichts</i>	7
1.2	<i>Zur Einrichtung</i>	7
1.3	<i>Zur Projektentwicklung</i>	8
2	Evaluationsforschungsdesign	10
2.1	<i>Fragestellung</i>	10
2.2	<i>Zielgruppe</i>	11
2.3	<i>Methodisches Vorgehen und Instrumente</i>	11
2.4	<i>Zusammenarbeit mit ExpertInnen aus Forschung und Praxis</i>	14
3	Wirkmächtige Faktoren als zentrale Ergebnisse	16
3.1	<i>Familienorientierung</i>	16
3.2	<i>Beteiligung bei wichtigen Entscheidungen und gemeinsame Zielorientierung</i>	16
3.3	<i>Konkrete, gut erreichbare und verlässliche Vertrauensperson(en) für Eltern und für Kinder – Beziehungsqualität</i>	17
3.4	<i>Differenzierte und individuelle Verstehens- prozesse und Herangehensweisen</i>	18
3.5	<i>Weiterentwicklung der Beziehung zwischen Eltern und Kindern</i>	19
3.6	<i>Selbstwirksamkeitserfahrungen und (Rück)Gewinn an Autonomie</i>	20
3.7	<i>Konstruktive Konfliktbewältigung</i>	21
3.8	<i>Gruppe</i>	21
3.9	<i>Lebensqualität in der Einrichtung</i>	21
4	Detailergebnisse der Aktenanalyse und Datenbankauswertung	23
5	Detailergebnisse der Interview-auswertungen	29
5.1	<i>Was haben die InterviewpartnerInnen im Zusammenspiel von SozialarbeiterInnen, SozialpädagogInnen, TherapeutInnen und AdressatInnen als unterstützend erlebt</i>	29
5.1.1	Beteiligung an der Entscheidung zur Fremdunterbringung – „Dass da einmal eine Ruhe ist, dass er einmal die Hilfe kriegt, was wir ihm nicht geben können.“	29
5.1.2	Gemeinsame Zielorientierung – „Dass man zusammen draufhin arbeitet, dass die Fürsorge dann erlaubt, dass er wieder heim kann.“	31
5.1.3	Beteiligung und Selbstwirksamkeitserfahrungen im Betreuungsprozess - „I hab selber entscheiden dürfen, wo i hin will.“	32
5.1.4	Klärung und Förderung der Eltern-Kind-Beziehung - „Weil wenn i mich änder, hilft das sicher nicht so viel, als wenn sich alle ändern.“	33
5.1.5	Beendigungen nach Erreichung der vereinbarten Ziele – „Da hat die Sozialarbeiterin gesehn, dass wir das, was ausgemacht war, erreicht haben und dass es jetzt dem Ende zugeht.“	35
5.1.6	Lebensweltorientiertes, erfahrungsgestütztes Wissen und Können der unterschiedlichen Fachkräfte – „Er redet klass, er sieht das richtig, weiß sehr wohl gut zu entscheiden, durch lange Erfahrung und Extremfälle hundertprozentig auch.“	36

5.2	<i>Was haben die InterviewpartnerInnen im Rahmen der sozialpädagogischen Elternarbeit als unterstützend erlebt</i>	36
5.2.1	Wertschätzende und einladende Haltung – „Was mir gut getan hat einfach, man is nett empfangen worden, nit als Aussätzige.“	36
5.2.2	Ansätze der Niederschwelligkeit und Alltagsnähe – „Da kannst kommen wann du willst, da wird immer einer ein Ohr offen haben.“	37
5.2.3	Eltern in ihrer Verantwortung fürs Kind und ihren Kompetenzen stärken – „I bin die Mama.“	38
5.3	<i>Was haben die InterviewpartnerInnen in der familientherapeutische Begleitung als unterstützend erlebt</i>	40
5.3.1	Entwickeln einer Vertrauensbasis – „I hab noch kein Vertrauen zu euch. I muss einmal schau, wie es überhaupt geht.“	41
5.3.2	Verständnisvolle und professionelle Bezugsperson – „Sie hat mir das Gefühl geben, dass sie mich versteht und dass i mit ihr reden kann, über das was mich beschäftigt.“	42
5.3.3	Biographische Belastungen bewältigbar machen – „Es war das Aufarbeiten von der ganzen Geschichte.“	42
5.3.4	Zugang zu Gefühlen ermöglichen und an der eigenen Beziehungsfähigkeit arbeiten – „I bin deine Mama, i mag di.“	43
5.3.5	Ermutigungsprozesse und Selbstwirksamkeitserfahrungen – „I weiß heute, dass i stark bin.“	43
5.4	<i>Was haben die InterviewpartnerInnen im Rahmen der Fremdunterbringung als unterstützend erlebt</i>	44
5.4.1	Beziehung zu SozialpädagogInnen als Ressource – „Dass wer für mich da ist.“	45
5.4.2	MitbewohnerInnen als wichtige Ressource – „Ohne die kannst in der WG sowieso gar nix.“	48
5.4.3	TherapeutInnen als wichtige Ressource – „Das ist wirklich ein super Therapeut.“	49
5.4.4	Struktur und Regeln als Unterstützung und Orientierung – „I denk einmal, die Regeln haben geholfen.“	50
5.4.5	Entwicklungsfördernde Prozesse - „I hab viel selber an mir gearbeitet.“	50
5.4.6	Lebensqualität in der Einrichtung – „Das hat mir eigentlich sehr gefallen.“	54
5.5	<i>Was haben die InterviewpartnerInnen im Zusammenspiel von SozialarbeiterInnen, SozialpädagogInnen, TherapeutInnen und AdressatInnen als belastend erlebt</i>	55
5.5.1	SWG als ausschließliche oder primäre Entscheidung des Jugendamtes – „I bin ja nicht einmal gefragt worden.“	55
5.5.2	Mangel an gemeinsamen, verbindlichen und nachvollziehbaren Zielen von allen Beteiligten – „Man kann mit einem roten Kugelschreiber nicht blau schreiben.“	56
5.5.3	Wenn Eltern Teile ihre Kinder „im Stich lassen“	58
5.5.4	Ungewisse Betreuungsdauer – „Dann hat sich das rausgezögert und rausgezögert.“	59
5.5.5	Ohnmachts- und Stigmatisierungserfahrungen – „I hab immer das Gefühl, mir wird es nicht zugetraut, Mutter zu sein.“	59
5.5.6	Mangel an Praxiserfahrung, professionellen Strategien und Anknüpfungspunkte an die Lebenswelt der AdressatInnen – „In der Praxis schaut alles anders aus. Sie waren komplett unerfahren.“	61
5.6	<i>Was haben die InterviewpartnerInnen im Rahmen der sozialpädagogischen Elternarbeit als belastend erlebt</i>	62

5.6.1	SozialpädagogInnen als Teil des Kontrollsystems - „Weil man im Hinterkopf hat, die können das in Bericht reinschreiben.“	62
5.6.2	Kontaktregelung individuell als nicht passend erlebt – „Es war eine Katastroph.“	63
5.7	<i>Was haben die InterviewpartnerInnen im Rahmen der familientherapeutische Begleitung als belastend erlebt</i>	63
5.7.1	Misstrauen – „Die sind mir zu neugierig.“	63
5.7.2	Einleitung der familientherapeutischen Begleitung wird als Schuldzuweisung interpretiert – „I hab mir nix zu Schulden kommen lassen.“	64
5.7.3	Ziel- und Loyalitätskonflikte bei Familienmitgliedern – „Wer ist dir wichtiger, dein Freund oder die eigenen Kinder?“	65
5.7.4	Einschränkungen durch Zwangskontext – „Weil i es grundsätzlich eigentlich überhaupt nicht braucht hätt.“	66
5.8	<i>Was haben die InterviewpartnerInnen im Rahmen der Fremdunterbringung als belastend erlebt</i>	67
5.8.1	Problematische Aspekte in den Beziehungen zu SozialpädagogInnen – „Die waren nie für mich da.“	67
5.8.2	Belastungen durch das Zusammenleben mit anderen Jugendlichen – „Jeder gegen jeden.“	69
5.8.3	Beeinträchtigung von Entwicklungsprozessen – „Einmal fragen warum und nicht gleich eine Konsequenz geben.“	70
5.8.4	Begrenzte Beteiligungsmöglichkeiten in der SWG – „Ausschlaggebend sind nur die Betreuer.“	72
5.9	<i>Erleben von Zwang und Freiwilligkeit im Betreuungsverlauf</i>	74
5.9.1	Auswertung der „Zwang-Freiwilligkeit-Skala“	75
5.9.2	Womit erklären die InterviewpartnerInnen ihr Zwangs- oder Freiwilligkeitserleben?	78
6	Abgeleitete Fragen, Themen und Empfehlungen	82
6.1	<i>Empfehlungen der InterviewpartnerInnen – „Dass sie das weiterhin so machen. Aber sie könntens ein wenig verbessern, tät i schon sagen.“</i>	82
6.1.1	An die SWG	82
6.1.2	Von Eltern an Eltern	83
6.1.3	Von Jugendlichen an Jugendliche	84
6.2	<i>Abgeleitete Themen und Fragen</i>	84
6.3	<i>Resümee</i>	89
7	Literatur	92

1 Einleitung

1.1 Zur Intention und dem Aufbau des Berichts

Ein Forschungsbericht mit „Umfang“ kann bei LeserInnen die Neugier auf vertiefte Inhalte wecken oder aber auch so verschrecken, dass man ihn gleich weglegen möchte. Um weiteres möglichst zu verhindern und Interessierte zu gewinnen, sei mir an dieser Stelle eine kleine „Leseorientierung“ für unterschiedliche NutzerInnen erlaubt:

Der Bericht hat *zweierlei* Ziele:

- ☉ Erstens sollen die zentralen Ergebnisse des Evaluationsforschungsprojektes sowie abgeleitete Anregungen und Fragen zur Reflexion und Weiterentwicklung im Schülerwohnen Graz (SWG) in verdichteter Form abgebildet werden. Zweitens sollen aber auch die differenzierteren Ergebnisse der Auswertungen zu Unterstützendem und Belastendem im Rahmen der Fremdunterbringung, der familientherapeutischen Begleitung, der sozialpädagogischen Elternarbeit und der Zusammenarbeit von Sozialpädagogik – Familientherapie – Sozialarbeit dargestellt werden. Ziel dieser differenzierten Darstellung ist es wiederum, den beteiligten Berufsgruppen in der SWG vertiefende Ergebnisse zu ihren jeweiligen Prozessen zur Verfügung zu stellen. Das soll anregen, dass SozialpädagogInnen und TherapeutInnen mit ihrem jeweiligen ExpertInnenblick aus diesen Auswertungen zusätzlich zur ForscherInnenperspektive weitere Ableitungen, Themen oder Schwerpunkte entwickeln.

Der Bericht ist auf Grund dieser Überlegungen folgendermaßen aufgebaut:

- ☉ Nach dem ersten, *einleitenden Teil* mit kurzen Beschreibungen zur *Einrichtung* und zur *Projektentwicklung*
- ☉ und dem zweiten Berichtsteil mit der Beschreibung des *Forschungsdesigns*,
- ☉ folgen im dritten Teil bereits die *verdichteten Ergebnisse*: Auf Basis der Rekonstruktionen der ElternTeile und der Jugendlichen zu ihrem Erleben mit der SWG, lassen sich plausible Hinweise zu *wirkmächtigen Faktoren in der Arbeit der SWG* identifizieren.
- ☉ Kapitel 4 und 5 ermöglichen mit den *differenzierteren Auswertungen* aus den qualitativen wie quantitativen Zugängen, *vertieftere Einblicke in Bezug auf die Familien der Zielgruppe und ihre vielfältigen Erfahrungen mit der Arbeit des Schülerwohnen Graz*.
- ☉ Für „InstantleserInnen“ werden möglicherweise Kapitel 6 und 7 wieder interessanter, wo zuerst *Empfehlungen der InterviewpartnerInnen*, sowie die aus *ForscherInnenperspektive abgeleiteten Themen, Fragen und Anregungen* dargestellt werden und ein *Resümee* gezogen wird.

1.2 Zur Einrichtung

Schülerwohnen Graz wurde im Herbst 2000 mit dem primären Ziel Rückführung der Kinder/Jugendlichen ins Herkunftssystem eröffnet, wobei sich auch längerfristige Betreuungen bis zur Verselbständigung daraus entwickeln konnten. Von Beginn an arbeitete Schülerwohnen Graz vor dem *Hintergrund eines systemischen Ansatzes*, gemäß dem ein fremd untergebrachtes Kind nicht ohne dessen Herkunftssystem gedacht werden kann. Dementsprechend ist die Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem wichtiger Bestandteil der Arbeit. In den ersten Jahren wurde in Bezug auf das Ziel „Rückführung“ die Notwendigkeit konzeptioneller Änderungen

Zentrale Ergebnisse und Anregungen

Detaillierte Ergebnisse zur Entwicklung weiterer Ableitungen durch Fachkräfte

Einleitung

Forschungsdesign

Wirkmächtige Faktoren als zentrale Ergebnisse

Detaillierergebnisse von Aktenanalyse und Interviewauswertung

Ableitungen und Resümee

Systemischer Ansatz als theoretischer Referenzrahmen



Zugangsmodell
Zwangskontext in der
familietherapeutischen
Begleitung

Kooperationsmodell
Sozialarbeit –
Sozialpädagogik –
Familientherapie

Relativ neu: Angebot
„Clearing“

Auftragsklärung und
-erstellung mit relevanten
Beteiligten

mit dementsprechenden inhaltlichen Schwerpunktsetzungen, Personalressourcen und multiprofessionellen Kooperationsbeziehungen deutlich.

Das daraus resultierende Konzept aus dem Jahr 2005, das in Kooperation mit JugendwohlfahrtsvertreterInnen entstand, beinhaltet als innovativen Bestandteil eine *„verordnete, familientherapeutische Begleitung“¹ des Herkunftssystems in der Einrichtung*. Damit sollen sowohl den Kindern wie auch deren Eltern Entwicklungen ermöglicht werden. Die Fremdunterbringung wird als Auszeit verstanden, in der Eltern wie Kindern sozialpädagogische und familientherapeutische Ressourcen im Schülerwohnen Graz zur Verfügung gestellt werden, um Verstehensprozesse, die neue Wege des Miteinanders möglich machen sollen, anzuregen.² Die Entscheidung für die Fremdunterbringung und die verpflichtete Familientherapie trifft der Jugendwohlfahrtsträger, der auch die Voraussetzungen für eine Rückführung festlegt.³ Der Zwangskontext wird als Zugangs-, nicht aber als Vorgangsmodell verstanden. „Uns ist klar, dass innere Zustände nicht instruierbar sind und ‚erwünschtes Verhalten‘, bei wem auch immer, nicht befohlen werden kann. Das klare Benennen von Problemen und Zielen [...] sowie Konsequenzen, wenn diese durch die Sozialarbeiterin nicht erreicht werden können, hilft der Familie, den SozialpädagogInnen und den PsychotherapeutInnen, gemeinsame Vorgehensweisen zu entwickeln, um zu einem gemeinsamen Verständnis der Familiendynamik [...] zu kommen. Ist das der Fall, wird in der Regel aus dem angeordneten Zugang eine gemeinsame Arbeit.“⁴ Das *Kooperationsmodell zwischen Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Familientherapie*, mit Wissen der Beteiligten über Rollen und Vorgehensweisen sowie einem geteilten Ziel, ist ein weiterer zentraler Aspekt des Konzeptes. Als wesentliches Merkmal dieses Kooperationsmodells gilt die offene Kommunikation zwischen den Beteiligten. Im Zuge dessen werden auch die PsychotherapeutInnen durch die Familien ausdrücklich von der Verschwiegenheitspflicht entbunden.

Seit 2005 erweiterte die SWG das praktizierte Angebot um das Ausgangsziel *„Clearing“*. Grundsätzlich geht es darum zu klären, was das Ziel der Fremdunterbringung sein kann. Clearing ist aber noch nicht im Einrichtungskonzept der SWG beschrieben.

1.3 Zur Projektentwicklung

Im Sommer 2008 wandte sich Leo Auer (Leiter Schülerwohnen Graz) an Hermann Putzhuber (Leiter Sozialpädagogisches Institut) mit der *Anfrage*, ob das SPI das mit diesem innovativen Konzept arbeitende Schülerwohnen Graz wissenschaftlich evaluieren könnte. Von Herbst 2008 bis Frühjahr 2009 fand mit Leitung, SozialpädagogInnen und TherapeutInnen der SWG und unterstützt von Eva Jausner (regionale Qualitätsbegleitung) die konkrete *Auftragsklärungsphase* statt. Dabei ging es mit den relevanten Beteiligten um die Klärung von Erwartungen und Befürchtungen, Fragen und Ressourcen, sowie um das gemeinsame Festlegen von praxisrelevanten und realisierbaren Zielen. Für diese Phase wurden Zeit und Diskussionsmöglichkeiten zur Verfügung gestellt. Es liegt quasi in der Natur der Sache, dass bei derartigen Vorhaben unterschiedliche Vorstellungen und Logiken, Interessen und Ziele von PraktikerInnen und ForscherInnen, aber auch von

¹ Konzept „Sozialpädagogisches Schülerwohnen mit familientherapeutischer Begleitung“, Version August 2009; S. 8

² Ebd.

³ Vgl. Konzept „Schülerwohnen Graz mit familientherapeutischer Begleitung“, 2009, S. 9

⁴ Konzept „Schülerwohnen Graz mit familientherapeutischer Begleitung“, 2009, S. 10

Leitungskräften und MitarbeiterInnen, aufeinander treffen. Gleichzeitig war von vorn herein klar, dass in der SWG kein unmittelbarer Zeitdruck besteht und im SPI Ressourcen für ein weiteres Forschungsprojekt erst im Sommer 2009 frei werden würden. Wichtig war es auch, hinsichtlich der Möglichkeiten und Grenzen sowie des Aufwandes von Evaluationsforschung, mit offenen Karten zu spielen.⁵ Deshalb bestand ein Teil dieser Klärung auch in einer Differenzierung und Zuordnung der Anliegen/Fragen in die Felder „Evaluationsforschung“, „Organisations- und Qualitätsentwicklung“ und „Fachöffentlichkeitsarbeit“.

Im Februar 2009 *entschied sich Schülerwohnen Graz* definitiv für die Durchführung des Evaluationsforschungsprojektes und legte die zentrale Fragestellung „Wie erleben die betreuten Familien die Arbeit des Schülerwohnen Graz im Kooperationsmodell ‚Sozialpädagogik – Familientherapie – Sozialarbeit‘?“ fest. Der *Start* des Forschungsprojektes wurde mit Oktober 2009 festgelegt.

Ziele des Evaluationsforschungsprojektes

- ③ Mit dem Evaluationsforschungsprojekt ist das Ziel verbunden, die Sichtweise von betreuten ElternTeilen und Jugendlichen in Bezug auf die sozialpädagogische wie therapeutische Arbeit mit dem Herkunftssystem und in Bezug auf die Fremdunterbringung in Erfahrung zu bringen.
- ③ Ausgehend von den Sichtweisen der ElternTeile und der Jugendlichen soll Unterstützendes wie Belastendes im Rahmen der Fremdunterbringung, der sozialpädagogischen Elternarbeit und der verpflichtenden Familientherapie identifiziert werden.
- ③ Das Projekt soll Erkenntnisse ermöglichen zur Übereinstimmung des von den Familien beschriebenen Nutzens mit den Annahmen der MitarbeiterInnen von Schülerwohnen Graz, die sie mit ihren Interventionen verbinden.

Schülerwohnen Graz

- ③ will die Perspektive der Eltern und Jugendlichen als Lernmöglichkeit und zur Weiterentwicklung nutzen
- ③ und erwartet sich, dass die Ergebnisse bestärkend und irritierend sein sollen.
- ③ Das Team des Schülerwohnen Graz erwartet sich Anregungen und Empfehlungen aus dem Evaluationsforschungsprojekt.

Interesse an den Sichtweisen von Familien,

... um auf Basis von Unterstützungs- und Belastungserfahrungen das Angebot weiterzuentwickeln

⁵ Vgl. Kardorff, 2006, S. 87

2 Evaluationsforschungsdesign

2.1 Fragestellung

„(Soziale Arbeit) benötigt für ihr fachliches Handeln Wissen aus der ‚Innenperspektive‘ der Subjekte – über deren Selbstsichten, über Ressourcen und Schwierigkeiten zur Bewältigung und über die subjektiven Aneignungsprozesse angebotener Hilfen.“⁶

Die Familien, mit denen die Fachkräfte im Rahmen des Schülerwohnen Graz arbeiten, leben in ihren je unterschiedlichen Kontexten und in sehr komplexen Situationen. Will man somit die „Wirksamkeit“ der SWG untersuchen, kommt ein Feld in den Blick, in dem pädagogische und therapeutische Interventionen in Beziehung zu anderen Einflüssen und zu individuellen Verarbeitungsstrategien – dem „Eigen-Sinn“ – wirken. Positive wie negative Wirkungen werden oft nicht sofort, sondern erst in einer längeren biographischen Perspektive sichtbar oder lösen nicht-intendierte Nebenwirkungen aus.⁷ Welche Effekte die sozialpädagogische und therapeutische Begleitung in der SWG erzielt, welche Intervention zu welcher Wirkung geführt hat, lässt sich in dem komplexen Zusammenspiel von Individuum – Einrichtung – Jugendwohlfahrt – sozialem Umfeld – Gesellschaft nie unmittelbar und linear feststellen. Die Frage nach der Wirkung fokussierte daher auf Veränderungen bei der Bewältigung von Problemen, bei der Gestaltung von Beziehungen ebenso wie in Bezug auf die Entwicklungschancen der Jugendlichen.

Die leitende Fragestellung, die mit dem Team der SWG erarbeitet wurde, lautete demnach:

Wie erleben betreute Familien die Arbeit des Schülerwohnen Graz im Kooperationsmodell „Sozialpädagogik – Familientherapie – Sozialarbeit“?

Damit verbunden war die Frage, was Eltern wie Jugendliche im Rahmen der Fremdunterbringung, der sozialpädagogischen Elternarbeit und der verpflichtenden Familientherapie als besonders hilfreich und unterstützend erlebt haben. Es sollte aber auch in Erfahrung gebracht werden, was sie als belastend erlebt haben, wo sie sich etwas anderes erwartet hätten und wo sich „unerwünschte Nebenwirkungen“ zeigten.

Aufgrund des konzeptionell verankerten Zwangskontextes widmete sich ein Focus des SWG-Evaluationsforschungsprojektes der Frage, ob und wie die Beteiligten diesen Zwangskontext erlebten. Unter welchen Voraussetzungen konnten sich in diesem Kontext kooperative Arbeitsbeziehungen zwischen Fachkräften und AdressatInnen entwickeln und welche kritischen Aspekte beinhaltet dieser Zugang?

⁶ Bitzan et al., 2006, S. 7

⁷ Vgl. Wolf, 2006; Wampold nennt dieses einflussreiche Umfeld der KlientInnen in der Praxisforschung zu Psychotherapie „extra-therapeutic“.
<http://www.talkingcure.com/index.asp>; Stand: 07.10.09

2.2 Zielgruppe

In das Evaluationsforschungsprojekt miteinbezogen wurden Familien, bei denen die Fremdunterbringung der Jugendlichen im Schülerwohnen Graz bereits beendet war und bei denen Eltern Teile während der Fremdunterbringung der Jugendlichen im Schülerwohnen Graz zur Familientherapie verpflichtet worden waren. Ausgangsziel der Fremdunterbringung war entweder Rückführung oder Clearing. Die Zielgruppe bestand letztlich aus 13 Jugendlichen (7 Mädchen, 6 Burschen) aus 12 Familien. Auf Grund dieser kleinen Zielgruppe wurde nicht nur bei der Aktenanalyse eine Vollerhebung durchgeführt. Auch bei den Interviews gab es keine kontrastierende Fallauswahl, sondern alle Familien wurden um eine Beteiligung angefragt.

2.3 Methodisches Vorgehen und Instrumente

Die Auswahl der Methoden orientiert sich an der Forschungsfrage und somit den Zielen des Evaluationsforschungsprojektes: das Erleben der Arbeit des Schülerwohnen Graz aus der Perspektive von ElternTeilen und Jugendlichen zu erheben und aus den abgeleiteten hilfreichen wie belastenden Faktoren deutliche Hinweise für die Weiterentwicklung der Arbeit zu bekommen. Gleichzeitig berücksichtigt diese Auswahl, dass der „Eigen-Sinn“ der AdressatInnen und deren (lebensweltlicher) Kontext wesentliche Einflussfaktoren in Bezug auf die Wirksamkeit von Interventionen darstellen. Für die Beschreibung der Zielgruppe und die Frage nach dem Zwangserleben wurden quantitative Herangehensweisen hinzugezogen.

Datenbankauswertung und Aktenanalyse

Auf Basis der Daten in der SOS-internen Datenbank VerSOS wurden die infrage kommenden Familien eruiert und in Kombination mit einer Aktenanalyse ein grober Überblick über die gesamte Zielgruppe erstellt. Die Akten der Aktenanalyse wurden von der SWG zur Verfügung gestellt und bestanden primär aus Aufnahmeansuchen der Jugendwohlfahrt, Protokollen von Aufnahme-, Entwicklungs- und Abschlussgesprächen. In einigen Fällen gab es zudem Protokolle von HelferInnenkonferenzen oder Vorfällen, aber auch Abschlussberichte der vorhergehenden Fremdunterbringungseinrichtung.

Erhoben wurden vor allem

- 🌀 Daten zur Familie,
- 🌀 Aufnahmekontext (ursprüngliches Ziel der Fremdunterbringung und der Familientherapie, Aufträge an die Familie, vorangegangene Maßnahmen, Aufenthaltsort des/der Jugendlichen vor der Aufnahme, zuweisendes Jugendamt),
- 🌀 Dauer und Beendigung der Fremdunterbringung inkl. etwaiger Zielveränderungen, Aufenthaltsort des/der Jugendlichen nach Beendigung.

Durchführung der Interviews

Die Kontaktaufnahme mit den Jugendlichen und den ElternTeilen erfolgte über die primären SWG-Bezugspersonen. Wenn diese nicht mehr in der SWG arbeiteten, erfolgte der Erstkontakt durch den Leiter, der die Kontaktaufnahme auch in Vertretung der TherapeutInnen übernahm. Elf Jugendliche und 16 (Stief)Elternteile aus 11 der 12 Familien waren prinzipiell an einem Interview interessiert. Ein Bursche und ein Mädchen sowie zwei Elternteile waren nicht erreichbar oder wollten nicht.

Alle abgeschlossenen Betreuungen, bei denen Eltern zur Familientherapie verpflichtet wurden

Methodenmix

Vollerhebung zu allen 13 Jugendlichen aus 12 Familien

Ziel: Erste Informationen zu den Familien und die Betreuungsverläufe

Alle Familien wurden um ein Interview gebeten

Kontaktaufnahme durch SWG-MitarbeiterInnen



16 Interviews mit
Jugendlichen und
ElternTeilen aus 10
Familien

Interviews wurden mit
dem Ziel geführt, das
Erleben der Familien zu
erheben

Erleben von Freiwilligkeit
und Zwang wurde
mithilfe einer fünfteiligen
„Freiwilligkeit-Zwang-
Skala“ erhoben

Die Interviews mit den Familien führten Christina Lienhart und Eva Sing⁸. In einem telefonischen Vorgespräch vereinbarten wir mit den Jugendlichen und Erwachsenen den Gesprächstermin, wobei wir nach Möglichkeit zuerst die Jugendlichen und dann erst die Eltern kontaktierten. Wir überließen den Jugendlichen die Entscheidung, ob sie das Interview gemeinsam mit ihren Eltern oder lieber alleine durchführen wollten. Letztlich fanden 16 Interviews mit Beteiligten aus 10 Familien statt.

- ☉ Drei Interviews waren Gruppeninterviews: ein Interview fand mit der Kindesmutter und der Tochter statt, ein anderes mit der Kindesmutter, dem Stiefvater und der Tochter. Beim dritten Interview stellten eine Mutter und deren Lebensgefährtin ihre Erfahrungen zur Verfügung.
- ☉ Sieben Einzelinterviews wurden mit Jugendlichen – drei Burschen und vier Mädchen – geführt.
- ☉ Das Erleben von vier Müttern und zwei Vätern wurde in sechs Einzelinterviews erhoben.

Zwei Jugendliche und vier ElternTeile wollten sich letztlich nach mehrmaligen Versuchen, einen Interviewtermin zu vereinbaren oder zu realisieren, doch nicht beteiligen oder waren nicht mehr erreichbar.

Das Erleben und die Erfahrungen der InterviewpartnerInnen mit dem Schülerwohnen Graz sollten in einer alltagsnahen Gesprächssituation erhoben werden. Dabei entschieden die InterviewpartnerInnen, was für sie der passende Ort für das Gespräch war. Vier Einzelinterviews mit Jugendlichen fanden in einem Cafe statt, zwei zu Hause und eines in einer Folge-Fremdunterbringungseinrichtung. Alle sechs Elternteile wollten ihre Interviews bei sich zu Hause durchführen („über so was redet man nicht in einem Cafe“), ebenso wie eine Mutter, die gemeinsam mit ihrem Lebensgefährten interviewt wurde. Die beiden anderen Gruppeninterviews von ElternTeilen und Jugendlichen fanden in Cafes statt.

Qualitative, leitfadengestützte Interviews in Kombination mit egozentrierten Netzwerkkarten und einer „Freiwilligkeit-Zwang-Skala“

Das Kernstück der empirischen Datenerhebung bildeten qualitative, leitfadengestützte Interviews. Damit sollte das Erleben der InterviewpartnerInnen in Erfahrung gebracht werden. Ein *teilstandardisiertes Interview* mit einem vorbereiteten Gesprächsleitfaden gab zum einen Themen vor, die in jedem Gespräch beinhaltet sein sollten, insofern die InterviewpartnerInnen dazu erzählen wollten. Zum anderen war es für die Interviewten möglich, zusätzliche, für sie relevante Themen, einzubringen. Im Gespräch orientierten wir uns zwar am Leitfaden, ohne aber die Reihenfolge einhalten zu müssen. Wir baten sie uns zu erzählen, wie die Situation vor der SWG war, wie sie den Betreuungsbeginn erlebten und welche Hoffnungen und Befürchtungen sie damit verbanden. Um sich der Frage von Freiwilligkeit und Zwang, den unterschiedlichen Nuancen und Veränderungen im Betreuungsverlauf sowie dem individuellen Erleben anzunähern, wurde *im Interview eine fünfteilige „Freiwilligkeit-Zwangs-Skala“ eingebaut*. Jede/r InterviewpartnerIn wurde damit um eine Einschätzung gebeten, inwieweit die Inanspruchnahme der SWG-Maßnahme tendenziell ihre/seine Entscheidung war oder ob sie diese tendenziell auf Grund von Außendruck annehmen mussten. Sie wurden im Interview gebeten, diese Einschätzung zu erläutern. Wir waren zudem interessiert an ihren Erfahrungen im Betreuungsprozess in Bezug auf den WG-Alltag und die unterschiedlichen Formen der Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem. Wir fragten nach besonderen Ereignissen – positiven wie negativen – und wollten wissen, was sie im Rahmen der Betreuung und Begleitung als besonders hilfreich aber auch als belastend erlebt haben. Bei diesem Interviewteil zur

⁸ Siehe „Zusammenarbeit mit ExpertInnen aus Forschung und Praxis“

Betreuungsphase wurden *egozentrierte Netzwerkkarten*⁹ als ein zusätzliches Instrument verwendet. Diese Netzwerkkarten unterstützen dabei, das komplexe – professionelle aber auch private – Netzwerk der ElternTeile und der Jugendlichen während der SWG-Zeit sichtbar zu machen. Mit der Einladung, über wichtige Personen in wichtigen Lebensbereichen während der SWG-Zeit zu erzählen, war das Ziel verbunden, die Bedeutung und Qualität dieser Beziehungen besser zu verstehen. Von den Jugendlichen wurde diese Herangehensweise gut angenommen – und Netzwerkkarten z. T. sehr kreativ ausgefüllt –, wie auch beim Großteil der ElternTeile. Zwei Elternteile mit langjähriger, auch sehr belastender HelferInnenerfahrung, wollten sie nicht ausfüllen und kommentierten beispielsweise die Einladung dazu mit: „I lass mich nicht diagnostizieren“. Bei einer sehr belasteten Mutter wurde im Interviewprozess entschieden, die Netzwerkkarte nicht einzusetzen, um die Gesprächssituation nicht zu gefährden. Um Veränderungen im Zwangs- oder Freiwilligkeitserleben im Betreuungsverlauf in Erfahrung zu bringen, wurde die Skala auch bei den Erzählungen zur Betreuungsphase und zum Betreuungsende, mit der Bitte um Erläuterung, eingesetzt. Nach den Erzählungen zu ihrem Erleben des Betreuungsendes baten wir die InterviewpartnerInnen in einem letzten, resümierenden Teil um eine Einschätzung des Stellenwertes dieses Lebensabschnittes für die heutige Situation. Wir waren daran interessiert, was sie Jugendlichen und Eltern in vergleichbaren Situationen empfehlen und der SWG wünschen würden.

Auswertungen

Die Interviews wurden mit Einverständnis der Befragten aufgezeichnet und anschließend großzügig ausgewählte Interviewsequenzen von Eva Sing transkribiert. Die Auswertung der einzelnen Interviews erfolgte in Form einer Datenanalyse, unterstützt durch das Computerprogramm MaxQDA, mit dem Ziel, die Datenmenge zu strukturieren und für eine Zusammenschau vorzubereiten. In jedem Transkript wurden einzelnen Textpassagen 16 Themen (Codes) zugeordnet. Darunter finden sich Themen wie „Eingangsszenario“, „Freiwilligkeit/Zwang“, „Beziehung“, „Struktur/Regeln“, „Konfliktbearbeitung“, „Eltern-/Familienarbeit“, „Ermutigung/Aktivierung“, „Beteiligung“, „Hilfreiches“, „Belastendes“ oder „Empfehlungen/Wünsche“ und „Resümee“. Diesen Themen wurden von Beginn an oder aus dem Text heraus 197 Subcodes zugeordnet. Eva Sing und Christina Lienhart codierten je ihre Interviews, für die deskriptiv und inhaltsanalytisch angelehnte Auswertung sowie die Berichterstellung war Christina Lienhart verantwortlich. Die Netzwerkkarten wurden nicht eigens ausgewertet, sondern unterstützten in ihrer visualisierten Form die Interviewauswertung. Die „Freiwilligkeit-Zwang-Skalen“ wurden mithilfe von Excel ausgewertet.

Egozentrierte Netzwerkkarten zur Visualisierung wichtiger Bezugspersonen während der Fremdunterbringung

Die Interviews wurden auf Basis von 16 Leitthemen sowie in Verschränkung mit Netzwerkkarte und „Freiwilligkeit-Zwang-Skala“ ausgewertet

⁹ Vgl. Straus, 2002



Die SWG als Auftraggeberin war in den Evaluationsprozess eingebunden, MitarbeiterInnen unterstützten bei konkreten Projektetappen

Der Projektbeirat leistete wesentliche Beiträge zur Reflexion und zur Fokussierung

Konkrete Unterstützung im Prozess durch die rQB

2.4 Zusammenarbeit mit ExpertInnen aus Forschung und Praxis

Beteiligung von MitarbeiterInnen des Schülerwohnen Graz

Um eine Anschlussfähigkeit der Ergebnisse an die Praxis des Schülerwohnen Graz zu gewährleisten, waren die Fragen, Anliegen und Zielvorstellungen der MitarbeiterInnen die Ausgangsbasis für die Entwicklung des Evaluationsforschungsprojektes. Leo Auer (Leiter) und Claudia Felber (Sozialpädagogin) gewährten Einblicke in die Konzeptentwicklung und die konkrete Arbeit des Schülerwohnen Graz. Sandra Kampl-Wilfing und Elke Engel, als Vertreterinnen der SozialpädagogInnen und TherapeutInnen, gaben Einblick in ihre Arbeit, Feedback zum Interviewleitfaden und stellten ihre Perspektiven zu ersten Interpretationen zur Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem zur Verfügung. MitarbeiterInnen und Leitung fungierten als „Türöffner“ bei der Gewinnung der InterviewpartnerInnen. Diskussionen mit dem Team und Leo Auer ermöglichten eine Einschätzung, ob die Forscherin an ihren Themen „dran“ ist sowie weitere Perspektiven/Einschätzungen. Bei einer abschließenden Klausur am 2. Feber 2011 mit SWG-Leitung, den SozialpädagogInnen und TherapeutInnen der SWG werden Ergebnisse aus der Evaluation diskutiert.

Beirat

Ziel der Installierung des Projektbeirates war es, dass die beteiligten Einrichtungen in regelmäßigen Abständen durch die Projektverantwortliche informiert und in die Projektentwicklung eingebunden werden. Die Fragen, Überlegungen und Inputs der Beiratsmitglieder waren ein wichtiger Referenzrahmen für die Relevanz und Anschlussfähigkeit der Ergebnisse in den unterschiedlichen Aufgabenbereichen und unterstützten bei Fokussierungen im Projektverlauf.

Der Beirat besteht aus am Evaluationsprojekt in unterschiedlicher Funktion beteiligten Einrichtungen:

- 🌀 Schülerwohnen Graz als unmittelbarer Auftraggeber mit Leo Auer sowie Michael Pickl (Sozialpädagoge) und Dagmar Frank (Therapeutin),
- 🌀 Jugendwohlfahrt mit Helmut Sixt (Magistrat Graz) und Christine Pirker (BH Graz-Umgebung),
- 🌀 SOS-Kinderdorf Steiermark als mittelbarer Auftraggeber des Projektes mit Roswitha Laminger-Purgstaller in ihrer Funktion als stellvertretende regionale Geschäftsführerin
- 🌀 und Michael Stark für die Qualitätsentwicklung im Fachbereich Pädagogik.

In 3 Sitzungen wurde über die Projektentwicklung informiert, Forschungsdesign, Herangehensweisen im Projektverlauf und erste Ergebnisse wurden zur Diskussion gestellt. In der dritten, abschließenden Beiratssitzung hätten die Endergebnisse präsentiert werden sollen. Auf Grund zeitlicher Verzögerungen war das zu diesem Zeitpunkt noch nicht möglich. Der Ergebnistransfer wird noch stattfinden, der Modus wird in Zusammenarbeit mit Leo Auer und Eva Jausner überlegt.

Beteiligung der regionalen Qualitätsbegleitung von SOS-Kinderdorf Steiermark

Eva Jausner als regionale Qualitätsbegleitung der Region Steiermark unterstützte die SWG und Christina Lienhart während des gesamten Prozesses in ihrer Rolle als Moderatorin und Organisatorin. Sie stand als Feedbackpartnerin und Impulsgeberin in Bezug auf den Prozessverlauf zur Verfügung.

Wissenschaftliche Begleitung

Arno Heimgartner vom Arbeitsbereich Sozialpädagogik des Instituts für Erziehungs- und Bildungswissenschaft begleitete die Durchführung aus einer externen, wissenschaftlichen Perspektive. In Bezug auf die verwendeten und entwickelten Methoden und Instrumente sowie auf die Auswertung war er Reflexionspartner von Christina Lienhart und stellte zusätzliche Überlegungen und Perspektiven zur Verfügung. Zudem unterstützte er Christina Lienhart erfolgreich bei der Suche nach einer Mitarbeiterin auf Werkvertragsbasis für die Interviewphase.

SPI-Beteiligung und -Unterstützung bei der Durchführung, der Auswertung und der Berichterstellung

Eva Sing war auf Werkvertragsbasis mit der Durchführung, Auswertung und Codierung von ca. der Hälfte der Interviews sowie der Transkription aller Interviews beauftragt. Zudem reflektierten wir in zwei Workshops und zahlreichen Telefonaten gemeinsam die Vorbereitung und laufende Durchführung der Interviews. In einem dritten Workshop stellte sie ihre Überlegungen aus „ihren“ Interviews zur Auswertung zur Verfügung, zudem gab sie Feedback zu den Auswertungen.

Wolfgang Hagleitner wertete die Daten der „Freiwilligkeit-Zwang-Skalen“ aus, konzipierte deren Darstellung und unterstützte bei der Interpretation der Daten. Simon Kindl pflegte während seines Praktikums am SPI die Daten ein und erstellte Grafiken. Bettina Hofer stellte ihr Feedback zum Interviewleitfaden und Bericht zur Verfügung. Anna Reitmeir übernahm das Korrekturlesen und Layoutieren des Endberichtes.

*An dieser Stelle bedanke ich mich ganz herzlich bei allen für die konstruktive und bereichernde Zusammenarbeit!
Mein Dank gilt besonders auch den Jugendlichen und Erwachsenen, die uns ihre Erinnerungen, Erfahrungen und Überlegungen zur Verfügung stellten!*

Arno Heimgartner war im gesamten Forschungsprozess Reflexionspartner in Bezug auf Methoden, Auswertung und Darstellung

Eva Sing wurde für eine Beteiligung bei der Interviewdurchführung und -strukturierung engagiert

Konkrete Unterstützung aus dem SPI-Team

3 Wirkmächtige Faktoren als zentrale Ergebnisse

„Es hat sich alles erfüllt bei mir. I bin heim kommen, i hab meine Arbeit, es passt daheim alles, i hab meine Freunde alle, i hab Beziehungen noch Graz raus, es passt alles, i bin glücklich. Also so gut wie es mir jetzt geht, is es mir noch nie gegangen. Nein, das hat schon geholfen. Wenn meine Kinder so wären wie i, tät i sie auch nach Graz raus, weil i weiß, sie täten mich am Anfang hassen, aber das [SWG] ist gut.“¹⁰

Aus dem Erleben der KlientInnen und den beschriebenen Veränderungen, lassen sich 9 zentrale Aspekte günstiger Betreuungsverläufe ableiten

Unmittelbare, lineare Wirkungen lassen sich aus den erhobenen Daten grundsätzlich nicht rekonstruieren. Aktivitäten der SWG wirken zusammen mit anderen Einflüssen und manchmal auch zeitlich verzögert. Lineare Abläufe oder „Patentrezepte“, was bei welcher Problemstellung wie wirkt, gibt es nicht. Ausführungen von interviewten ElternTeilen und Jugendlichen, wie sie die Begleitung und Betreuung durch die SWG erlebt haben, was sie aus heutiger Sicht besonders positiv oder negativ beurteilen und welche Veränderungen sie bei der Bewältigung von Problemen und in der Beziehung zu Kindern bzw. Eltern beschreiben, lassen allerdings Ableitungen zu, was Familien in der Arbeit mit der SWG genützt, was sie unterstützt und was sie gestärkt hat.

3.1 Familienorientierung

Aus den Interviews geht ganz deutlich hervor, dass der familienorientierte Ansatz der SWG ein zentraler Faktor ist, damit sich Eltern wie Jugendliche auch unter eingeschränkter Freiwilligkeit auf eine Fremdunterbringung einlassen können. Von beiden Generationen werden – unabhängig davon, ob das persönliche Ziel Rückführung oder längerfristige Fremdunterbringung hieß – Haltungen zur und Umsetzungen von sozialpädagogischer wie therapeutischer Arbeit mit dem Herkunftssystem besonders hervorgehoben. Im Vergleich mit gegenteiligen Vorerfahrungen betonen Eltern, wie wichtig es war, als Eltern weiterhin in ihrer Verantwortung und Rolle bleiben zu dürfen bzw. dass das von der SWG auch erwünscht war und sie darin gestärkt wurden. Damit auch diese Entwicklungsprozesse möglich waren, wurde neben einer wertschätzenden und ressourcenorientierten Haltung unter anderem auch das zur Verfügung stellen von dementsprechenden Ressourcen im Sinne von Fachkräften, Zeit und Raum als wesentlicher Aspekt deutlich. Jugendlichen ermöglichte der familienorientierte Ansatz, ihre Eltern im Rahmen derer Möglichkeiten weiterhin oder wieder für sie verantwortlich und fürsorglich zu erleben. InterviewpartnerInnen stellen einen Zusammenhang zwischen dem familienorientierten Ansatz der SWG und damit her, dass sie immer noch oder wieder eine Familie wären. Der Familienbegriff ist dabei entsprechend der Lebensrealitäten der InterviewpartnerInnen ein über die Kernfamilie hinaus erweiterter.

Haltungen und Ressourcen

3.2 Beteiligung bei wichtigen Entscheidungen und gemeinsame Zielorientierung

Eine Beteiligung bei wichtigen Entscheidungen kristallisiert sich als weiterer wirkmächtiger Faktor in der Arbeit der SWG heraus. Was die Einleitung der Maßnahme betrifft, so zeigten Interviews, dass diese Beteiligung in verschiedenen Formen. Eine Form war die Beteiligung bei der Entscheidung im Rahmen einer

¹⁰ F10m

freiwilligen Maßnahme. Im zweiten Fall erleichterte eine Beteiligung bei der Auswahl der Fremdunterbringungseinrichtung Eltern wie Jugendlichen, die die Fremdunterbringung grundsätzlich als Zwangsmaßnahme erlebt hatten, den Einstieg in die Zusammenarbeit mit der SWG. Dichtere Eltern-Kind-Kontakte, die Aufnahme von Geschwistergruppen, ein Schnuppertag und das vereinbarte Ziel Rückführung waren Entscheidungskriterien für die SWG, wenn schon eine Fremdunterbringung sein musste. Eine klare Zielformulierung und inhaltlich nachvollziehbare Auflagen von Seiten der Jugendwohlfahrt sowie ein glaub- und vertrauenswürdiges Angebot der SWG, diese zu erreichen, beschreiben weitere Aspekte, die vor allem ElternTeilen den Einstieg in eine Zusammenarbeit erleichterte. Um im Betreuungsverlauf eine verlässliche Zusammenarbeit mit gemeinsamer Zielorientierung zu etablieren, ist eine sukzessive Erhöhung der Beteiligung bei wichtigen Entscheidungen relevant. Das betrifft sowohl die weitere Planung inkl. möglicher Zielveränderungen, kann aber auch eine Auseinandersetzung mit indirekt empfundenen oder direkten Vorgaben von Seiten der Jugendwohlfahrt bedeuten. In diesen Auseinandersetzungen betonen InterviewpartnerInnen den Stellenwert von Aushandlungsprozessen mit nachvollziehbaren Entscheidungs- und Handlungsspielräumen sowie -möglichkeiten. Eine gemeinsame Zielorientierung ist nicht nur zu Betreuungsbeginn relevant, sondern zeigt sich im Betreuungsprozess umso mehr, wenn weitere Familienmitglieder involviert werden und/oder sich Ziele verändern. Gerade in diesen Fällen zeigt sich die Wichtigkeit, auch bei unterschiedlichen Interessen und ungelösten Konflikten, eine gemeinsame Zielorientierung aller Beteiligten auszuhandeln. Beteiligungs- und Zielorientierung in gelungenen Betreuungsverläufen bedeutete aus der Perspektive von Familien auch nachvollziehbare, verlässliche und zeitnahe Beendigungen nach Erfüllung der Auflagen und Erreichen der vereinbarten Entwicklungsziele.

3.3 Konkrete, gut erreichbare und verlässliche Vertrauensperson(en) für Eltern und für Kinder – Beziehungsqualität

Interviews mit Jugendlichen und Erwachsenen verdeutlichen, wie wichtig es auch im Rahmen eines familienorientierten Ansatzes ist, dass beide Generationen zumindest je eine verlässliche Vertrauensperson in der SWG haben. Diese verlässlichen Vertrauenspersonen und die Beziehungsqualität, die sie mit ihnen entwickelten, sind eine weitere zentrale Voraussetzung dafür, dass sich Erwachsene wie Kinder auch auf veränderungs- und entwicklungsfördernde Zusammenarbeit einließen. Vor dem Hintergrund von biographischen Erfahrungen und Brüchen eines Großteils der Zielgruppe u. a. mit diversen Helfersystemen, Wechseln von Betreuungsplätzen und Beziehungsabbrüchen, vermitteln beide Generationen, dass es Zeit für die Entwicklung einer vertrauensvollen Kooperationsbeziehung braucht.¹¹

Der Aufbau einer positiven und entwicklungsfördernden Beziehungsqualität wurde aus der Perspektive von Jugendlichen begünstigt, wenn sie SozialpädagogInnen in belastenden Phasen ansprachen und für sie da waren, sie von ihnen Zuwendung, Verständnis und Trost erfuhren. Gerade bei Jugendlichen mit belasteten – auch professionellen – Beziehungserfahrungen, erweist es sich als günstig, so Wigger, wenn SozialpädagogInnen immer wieder quasi einseitig ein ernst gemeintes, professionelles Beziehungsangebot machen. Das kann solange dauern, bis sich Jugendliche – unter der Voraussetzung, dass sie es für genügend glaubhaft halten – zumindest punktuell darauf einlassen. Wigger nennt das „die Besonderheit

Erarbeitung gemeinsamer Zielorientierung und sukzessiver Ausbau der Beteiligung im Zwangskontext

Auf Grund biographischer Erfahrungen braucht es Zeit für die Entwicklung von Vertrauensbeziehungen

Die „Besonderheit sozialpädagogischer Beziehungskunst“

¹¹ Vgl. auch Munsch, 2007, S. 45



SozialpädagogInnen und
TherapeutInnen als
Tandem in der Arbeit mit
Eltern und Jugendlichen

Individuelle, alltags- und
lebensweltnahe
Verstehensprozesse,

sozialpädagogischer Beziehungskunst¹², die hohe persönliche Anteilnahme und professionelle Verarbeitungsstrategien erfordert. Klare, Orientierung gebende Regeln und Grenzen in Kombination mit Humor haben und auch Spaß verstehen, wurden als weitere, wesentliche Beziehungsaspekte genannt. Die Qualität der Beziehung zeigte sich für Jugendliche aber vor allem in Konflikt- und Krisensituationen, wenn SozialpädagogInnen nicht nur sanktionierten, sondern sie auch in diesen Situationen aushielten, in Auseinandersetzungen gingen und damit Verlässlichkeit sowie tiefergehendes Interesse bewiesen. Die Herstellung einer emotionalen, dichten Beziehung, in der es Jugendlichen auch im institutionellen Setting nicht egal ist, was der/die SozialpädagogIn denkt, tut, fühlt, zeigt sich auch in den Interviews als eine wesentliche Voraussetzung für wirksame Einflussnahme von SozialpädagogInnen.¹³ Jugendliche beschreiben auch mit EinzeltherapeutInnen eine vergleichbare Beziehungsqualität, wobei Rolle, Setting und Erreichbarkeit deutliche Unterschiede markieren.

ElternTeile profitierten von Vertrauenspersonen für sich und für das Kind. BezugsbetreuerInnen etablierten sich als Vertrauenspersonen in „Kinderangelegenheiten“, wenn einerseits die Beziehungsqualität zwischen SozialpädagogIn und Kind stimmte. Auch andere SozialpädagogInnen konnten zu solchen Vertrauenspersonen werden, auch hier besteht ein plausibler Zusammenhang zur Beziehungsqualität zwischen denen und dem Kind. Andererseits schätzen die ElternTeile die wertschätzende, einladende und unkomplizierte Haltung von SozialpädagogInnen. Diese erlaubte einen offenen Umgang mit Erfolgen und Schwierigkeiten ebenso wie ein Stück Alltagsnähe im institutionellen Setting. Im therapeutischen Arbeiten beschreiben vor allem Mütter, die dieses Angebot ohne Partner wahrgenommen haben, dass sie in TherapeutInnen zentrale Bezugspersonen fanden. Diese Mütter beschreiben, wie gut es ihnen getan hat, dass jemand für sie da war, wo ihre Perspektive wichtig war, wo ihnen zugehört wurde und wo sie das Gefühl hatten, dass sie verstanden wurden – das alles aber vor dem Hintergrund, dass ihre Kinder wieder zu ihnen zurückkommen sollten. Diese Frauen hatten vor der SWG-Maßnahme vielfach Abwertungen und Stigmatisierungserfahrungen im privaten wie institutionellen Kontext erfahren und greifen auf ein tendenziell rudimentäres soziales Netz zurück. Dass sich die InterviewpartnerInnen mit ihren Vorerfahrungen auf eine vertrauensbasierte, therapeutische Beziehung einlassen konnten, führen sie auch auf die Verschwiegenheit der TherapeutInnen resp. auf eine Absprache, was wo thematisiert wird, zurück. Im Paar- und Familiensetting weist die Beschreibung auf eine geringere Beziehungsdichte hin und zeichnet das Bild von wertschätzenden, klaren TherapeutInnen, die Familienstrategien durchschauen.

3.4 Differenzierte und individuelle Verstehensprozesse und Herangehensweisen

Angesichts der oft vielfältigen Belastungen in den Familien, der herausfordernden Veränderungsaufträge und des komplexen pädagogischen Alltags in der SWG kristallisiert sich erfahrungsgestütztes Wissen und Können der unterschiedlichen ProfessionistInnen als weiterer, zentraler, wirkmächtiger Faktor heraus. Für InterviewpartnerInnen wurde das vor allem daran deutlich, dass MitarbeiterInnen sich ihrem individuellen Alltag in ihrer jeweiligen Lebenswelt anzunähern, zu verstehen versuchten und entsprechende Interventionen anboten. Dieser alltags- und lebensweltorientierte Ansatz erfordert von MitarbeiterInnen Dechiffrier- und Deutungskompetenz, die – so vermitteln es InterviewpartnerInnen – über „Lehrbuch-

¹² Wigger, 2009, S. 155

¹³ Vgl. Wolf, 2008

Diagnostizieren“ hinausgeht. Vielmehr weisen sie auf die Bedeutung individueller Wahrnehmung der Familie als Ganzes, aber auch der involvierten Einzelpersonen hin, in der auch bisherige Lebenserfahrungen und Strategien der Beteiligten Platz haben.¹⁴ Ein für Jugendliche wesentlicher Ausdruck individueller Wahrnehmung und Betreuung ist Zeit, die BezugsbetreuerInnen oder ‚BeziehungsbetreuerInnen‘ mit ihnen alleine verbrachten. Bei einer primär gruppenorientierten Betreuung wie der SWG werden in den Interviews auch Angebote von spezifischer sozialpädagogischer Einzelbetreuung zu Schlüsselmomenten bei der Etablierung einer tragfähigen Betreuungsbeziehung und der Förderung von Entwicklungsprozessen. Es gibt deutliche Hinweise darauf, dass diese individuellen Verstehensprozesse Voraussetzung für die Entwicklung realistischer Ziele und passender Herangehensweisen sind, die sowohl in der sozialpädagogischen wie therapeutischen Arbeit der SWG vielgestaltig erlebt wurden. So veranschaulichen die unterschiedlichen Rekonstruktionen, wie Gruppen- und Einzelbetreuung, Beratung und Coaching durch SozialpädagogInnen und TherapeutInnen, einzel- und familientherapeutisches Arbeiten, Vermitteln und Verhandeln, aber auch Unterstützung bei der Sicherstellung der Existenzgrundlagen, fallspezifisch kombiniert ein wesentlicher Aspekt günstiger Entwicklungsverläufe waren. InterviewpartnerInnen vermitteln eindrücklich, wie für sie durch differenzierte und individuelle Verstehensprozesse und Herangehensweisen auch die Anregungen aus den Interventionen anschlussfähiger wurden und Reflexionsprozesse bei ihnen initiierten, die sich in ihrem Denken, Fühlen und Handeln niederschlugen.¹⁵

3.5 Weiterentwicklung der Beziehung zwischen Eltern und Kindern

In den Interviews zeigt sich eindrücklich, dass der familienorientierte Ansatz und die differenzierte Arbeit mit dem Herkunftssystem Wirkung in den Beziehungen zwischen den meisten (Stief)ElternTeilen und Kindern zeitigte. Durch Klärungsprozesse wurden Verbesserungen im familialen Zusammenleben unterstützt, aber auch, dass dieses familiale Zusammenleben vor dem Hintergrund günstiger Aufwuchsbedingungen für das Kind wieder ermöglicht wurde. Eine Weiterentwicklung der Eltern-Kind-Beziehung zeigt sich aber nicht in der Herstellung einer „heilen Familie“ – was auch immer darunter verstanden werden könnte. Vielmehr zeigt sie sich darin, dass die Beteiligten durch Klärungsprozesse realistischere Bilder voneinander entwickeln lernten, in denen nicht nur die Stärken des Gegenübers Platz hatten, sondern auch die Grenzen zu akzeptieren versucht werden. Es wurde von Eltern wie von Jugendlichen Veränderung in den direkten Beziehungen erlebt, aber auch im Umgang von (Stief)ElternTeilen mit Geschwistern oder Geschwisterkonstellationen. Über die Auseinandersetzungen im Rahmen der SWG konnten emotionale Nähe und Bedeutung vermittelt und gleichzeitig altersadäquate Ablösungsprozesse begleitet werden. Weiterentwicklung konnte somit zu einer Verbesserung der (Stief)Eltern-Kind-Beziehung führen, aber auch dazu, dass die Beteiligten ein „pragmatisches Beziehungsarrangement“ treffen konnten. In einer Metaanalyse von Fallstudien erzieherischer Hilfen wird die Weiterentwicklung der Beziehung zwischen Jugendlichen und Eltern als besonders relevanter wirkmächtiger Faktor angeführt, der Folgewirkung zeigt: „Die Beziehung zu den Eltern klären und weiterzuentwickeln, auch um sich von ihnen lösen zu können, ist eine unvermeidbare und für die betreuten Jugendlichen oft besonders heikel zu bewältigende Entwicklungsaufgabe. Gelingt dies, hat das positive Wirkung über diese Beziehung hinaus.“¹⁶

... als Voraussetzung für die Entwicklung realistischer Ziele und passender Herangehensweisen im sozialpädagogischen und therapeutischen Arbeiten

Klärungsprozesse hinsichtlich der Beziehungen, die Verbesserungen

... oder „pragmatisches Beziehungsarrangement“ unterstützen

¹⁴ Vgl. Munsch, 2007, S. 46; vgl. Wolf, 2007, S. 39

¹⁵ Vgl. dazu auch Wolf, 2007, S. 39

¹⁶ Wolf, 2007, S. 39

Erleben der eigenen
Wirkmächtigkeit als
ElternTeile in zentralen
Lebensbereichen

Der eigene Anteil am
Erfolg

Jugendliche werden bei
der Entwicklung eigener
Ziele und Perspektiven

3.6 Selbstwirksamkeitserfahrungen und (Rück)Gewinn an Autonomie

Die Weiterentwicklung der (Stief)Elter-Kind-Beziehung ist zum einen Ausdruck von Selbstwirksamkeitserfahrungen, gleichzeitig aber nur ein Bereich, wo Eltern wie Jugendliche ihre Kompetenzen, Haltungen und Handlungsfähigkeit erweiterten. Günstige Betreuungsverläufe zeichnen sich dadurch aus, dass ElternTeile sich nicht nur in ihrer Rolle, im Erziehungsverhalten und in der Beziehungsgestaltung gestärkt fühlten. Vielmehr zeigte sich das Erleben der eigenen Wirkmächtigkeit als zentrales Merkmal gelungener Zusammenarbeit auch in der konkreten Lebens- und Alltagsgestaltung. Im Rahmen der Zusammenarbeit mit TherapeutInnen war es möglich, eigene Ziele zu entwickeln, neue Perspektiven einzunehmen, alternative Strategien auszuprobieren und umzusetzen. Aber auch die angebotenen Perspektiven und Strategien von SozialpädagogInnen und Leitung wurden in den Reflexions- und Veränderungsprozess miteinbezogen. Interviews zeigen, dass dabei auch Fragen der Restabilisierung der Alltagsorganisation sowie der existenziellen Absicherung Thema waren. Diese Selbstwirksamkeitserfahrungen im Betreuungsprozess ermöglichten einen Rückgewinn an Autonomie, welcher z. T. bereits vor – aber spätestens mit der SWG-Maßnahme – eingeschränkt erlebt wurde. Diese Stärkung sowie die erweiterten Perspektiven und Strategien nutzen ElternTeile auch nach Beendigung der Betreuung. ElternTeile mit günstigen Betreuungsverläufen verweisen selbstbewusst auf ihren Anteil am Erfolg. Sie hätten sich von den Belastungen und Anforderungen, die mit der SWG-Maßnahme verbunden waren, „nicht unterkriegen“ lassen. Vielmehr hätten sie heute – auf Basis der Erfahrungen im Rahmen der SWG-Maßnahme – eine andere Wahrnehmung in Bezug auf ihre Stärken und Kompetenzen.

Bei Jugendlichen haben Selbstwirksamkeitserfahrungen und Autonomiegewinn ein Stück weit andere Dimensionen, was vor allem mit ihrem Alter, den damit verbundenen Entwicklungsaufgaben in Richtung Ablösung und Verselbstständigung und ihrem „Einstieg“ in die SWG zusammenhängt. Jugendliche beschreiben, wie sie zu Betreuungsbeginn eigentlich kaum Veränderungsziele hatten. Sie wollten entweder wieder zurück nach Hause oder Ruhe von einem belastenden Zuhause oder einen Platz, wo sie bleiben konnten. Jugendliche beschreiben häufig eine schwierige Anfangszeit, wo sie unauffällig, angepasst, skeptisch oder widerständig waren und sich erst einleben mussten.

Nachdem sie ein Stück Vertrauen zu SozialpädagogInnen entwickelt und die Angebote der SWG kennengelernt hatten, beschreiben Jugendliche mit günstigen Betreuungsverläufen, wie sie vor allem auch angeregt durch Auseinandersetzungen mit SozialpädagogInnen, über ihre Ziele nachzudenken und die Unterstützung auf dem Weg dorthin zu nutzen begannen. Dieses zur Verfügung stellen von Impulsen, von Reibungsfläche, von gemeinsamem Nachdenken aber auch von Raum, um alleine darüber nachzudenken, was die Fremdunterbringung ihnen bringen kann, ist laut Munsch ein zentraler unterstützender und wirkmächtiger Faktor. Jugendliche können damit dahingehend unterstützt werden, eigene Wünsche und Ziele zu formulieren und herauszufinden, was sie von der Betreuung für ihr eigenes Leben wollen.¹⁷ Das ist für Jugendliche, bei denen sich die Beziehung zu den ElternTeilen weiterentwickelte, wichtig, vor allem aber auch für jene, wo die Klärung der Beziehung dazu führte, sich von Beziehungs- und Fürsorgeerwartungen zu verabschieden. Jugendliche beschreiben, wie sich Perspektiven, Ziele und Strategien veränderten und welche

¹⁷ Vgl. Munsch, 2007, S. 43f

Entwicklungsschritte in Richtung selbständigeres Leben sie machten – wo sie Familientraditionen weiter trugen und wo sie Neues für sich entdeckten. Unterstützung und Impulse bei schulischen und beruflichen Belangen oder der konkreten Alltagsgestaltung führten zu erfahrbaren Erfolgen und verdeutlichten Selbstwirksamkeit. In Folge beschreiben Jugendliche, wie aus nützlich und wirksam erlebten Regeln und Fremdstrukturierungen Strategien der Eigenstrukturierung und Selbstdisziplinierung werden konnten. Auf diese greifen sie heute – einige sind mitten in der Verselbständigung – noch zurück und einige Jugendliche stellen diesbezüglich ganz klar den Zusammenhang zur SWG her.

3.7 Konstruktive Konfliktbewältigung

Konflikte im WG-Alltag und Konfliktbewältigungsstrategien von SozialpädagogInnen markieren zentrale Szenen in den Erzählungen der Jugendlichen, weshalb sie an dieser Stelle noch einmal explizit hervorgehoben werden. Deeskalierende Konfliktlösungsstrategien werden als ein Kennzeichen gelungener, tragfähiger und entwicklungsfördernder Betreuungsbeziehungen deutlich. Jugendliche fühlen sich beispielsweise im Rahmen von Konfliktgesprächen wahrgenommen und wertgeschätzt, auch wenn sie ihre ‚problematischen Verhaltensweisen‘ zeigen. Jugendliche deuten den Verlauf von Konflikten vor allem unter dem Gesichtspunkt, ob Konflikte sein durften, wie belastbar die Beziehung tatsächlich ist und ob es um ein Verstehen geht.¹⁸ In der Lesart von Jugendlichen ist eine konstruktive Konfliktbewältigung nicht nur ein Kennzeichen von tragfähigen Betreuungsbeziehungen, sondern sie stellen für sie ein Lernfeld dar, ihre Konfliktauslöser und Konfliktlösungsstrategien zu reflektieren und zu verändern.

3.8 Gruppe

Aus Interviews und Netzwerkkarten wird deutlich, wie wichtig die Gruppe und Beziehungen zu SWG-MitbewohnerInnen sind. Sie sind in einer einschneidenden Lebensphase eine mehr oder weniger konstante Beziehungs-Gemeinschaft und bieten von Beginn an – wenn Jugendliche von SozialpädagogInnen meist noch wenig wollen – Orientierung und Unterstützung. Sie bilden zudem ein Lern- und Sozialisationsfeld in einem Alter, in dem allgemein der Einfluss von Eltern zurückgeht und der Einfluss von Peers steigt. Die Gruppe ist so ein weiterer wirkmächtiger Faktor, der in günstigen Fällen sehr entwicklungsfördernd ist. In ungünstigen Fällen kann sie aber auch sehr repressiv, entwicklungshemmend oder belastungspotenzierend wirken.

3.9 Lebensqualität in der Einrichtung

Die Lebensqualität in der SWG ist ein weiterer zentraler, wirkmächtiger Faktor¹⁹, um bei allen Belastungen der Fremdunterbringung so etwas wie Wohlfühlen zu ermöglichen, was wiederum die Entwicklungsprozesse positiv beeinflussen kann. Für InterviewpartnerInnen war diese Lebensqualität in verschiedenen Dimensionen erlebbar. Die Atmosphäre in der Gruppe ist ein wesentlicher Aspekt. Gleichzeitig ist die Gruppe eine Art „Zwangsgemeinschaft“, die bei aller unterstützender Funktion die Jugendlichen auch vor große Herausforderungen stellt. So mag es nicht verwundern, dass das eigene Zimmer – als „sicherer Ort“, um zur Ruhe zu kommen, als Möglichkeit, einen individuell gestaltbaren Rückzugsraum und Privatsphäre zu haben – als weiterer wesentlicher Aspekt genannt wird. Es gibt deutliche Hinweise darauf,

¹⁸ Vgl. auch Klawe, 2010, S. 49

¹⁹ Vgl. auch Wolf, 2007, S. 39

... und bei Entwicklungsschritten in Richtung selbständigeres Leben unterstützt

Konstruktive Konfliktbewältigung als Kennzeichen entwicklungsfördernder Betreuungsbeziehungen

... und Lernfeld für Jugendliche

Gruppe als Lern- und Sozialisationsfeld mit Chancen und Risiken

Privatsphäre in der „Zwangsgemeinschaft“



Einladende Gemeinschaftsräumlich- keiten

dass damit der Wunsch nach „Ich-Sein“ und der Respektierung persönlicher Grenzbedürfnisse verbunden wird.²⁰ Aber auch die einladenden Gemeinschaftsräumlichkeiten mit ihrer Infrastruktur und den darin stattfindenden Aktivitäten oder Freizeit- und Ferienaktionen, werden bildhaft als Beispiele für Situationen genannt, in denen sie sich wohl fühlten, Spaß miteinander hatten, sie ganz „normale Jugendliche“ waren und nicht ihre Belastungen im Vordergrund standen.

²⁰ Tuiden/Wilting, 2009, S. 56f

4 Detailergebnisse der Aktenanalyse und Datenbankauswertung

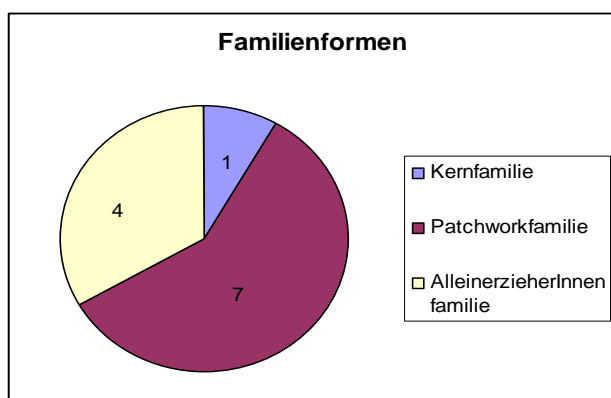
Auswertungen von Daten aus der SOS-internen Datenbank ermöglichten nicht nur die Feststellung der infrage kommenden Familien. In Kombination mit der Aktenanalyse hatte sie das Ziel, einen groben Überblick über die Zielgruppe des Forschungsprojektes und zu Eckdaten des Betreuungsverlaufes zu skizzieren:

Die Zielgruppe

Die Zielgruppe bestand aus 12 Familien. 13 Jugendliche aus diesen Familien waren in der SWG fremd untergebracht, darunter eine vollständige Geschwister-Gruppe. Mit sieben Mädchen und sechs Burschen ist das Geschlechterverhältnis nahezu ausgewogen.

Familienformen

In der Zielgruppe befand sich nur eine Kernfamilie, wohingegen sieben Familien eine Patchworkfamilie bildeten. Vier Minderjährige lebten in AlleinerzieherInnenfamilien.

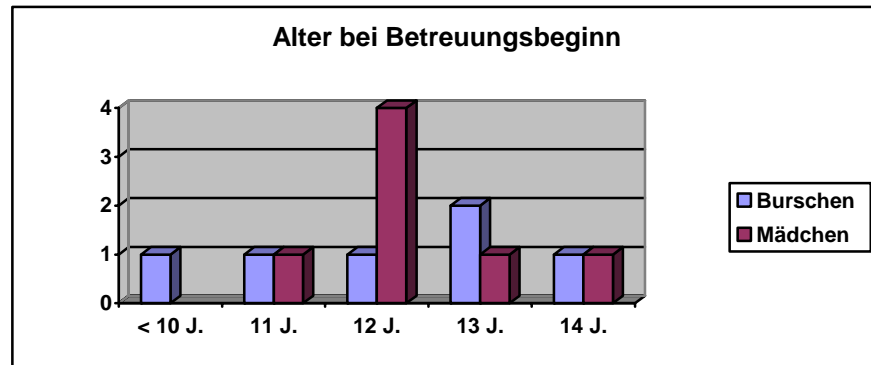


Alter der Jugendlichen bei Betreuungsbeginn

Bei einem konzeptionell festgelegten Aufnahmealter von 10 – 14 Jahren, wurden mit fünf Aufnahmen am meisten Jugendliche im Alter von 12 Jahren aufgenommen. Auffallend ist, dass bei dieser Gruppe die Mädchen mit einem Verhältnis von 4:1 dominieren. Abgesehen von zwei 13-jährigen Burschen, begann sonst pro Geschlecht und Lebensalter nur für je einen Burschen und ein Mädchen die Betreuung in der SWG. Ein Bub war noch nicht 10 Jahre alt, als er in der SWG aufgenommen wurde. Dadurch wurde eine gemeinsame Fremdunterbringung mit seiner Schwester ermöglicht.

7 Mädchen und 6 Burschen aus 12 Familien

Primär Patchworkfamilien

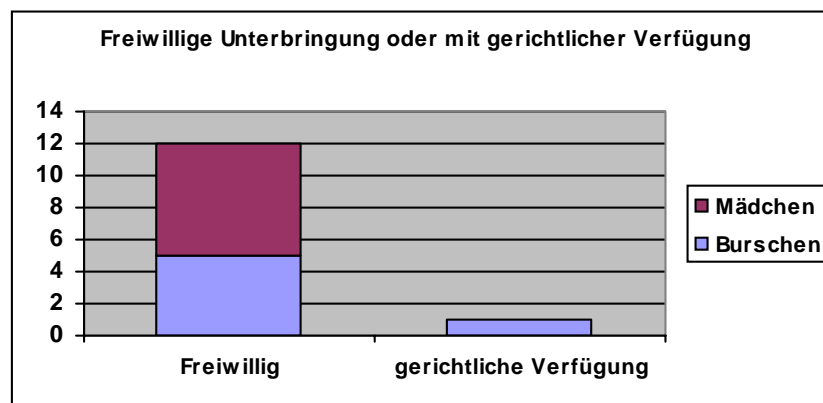


Zuweisendes Jugendamt

Je drei Familien wurden durch die Jugendämter Graz, Graz-Umgebung und Weiz zugewiesen, zwei durch das Jugendamt Leibnitz und eine Familie kam über die Jugendwohlfahrt Deutschlandsberg zur SWG.

Freiwillige oder unfreiwillige Unterbringung

Die SWG verweist in ihrem Konzept auf den Zwangskontext als Zugangsmodell. In den Interviews wurde der Frage nachgegangen, inwieweit die SWG als Zwangsmaßnahme erlebt wurde. Datenbank und Akten wurden dahingehend untersucht, ob sich der Zwangskontext auch dort abbildet. In der offiziellen Jugendwohlfahrtsstatistik wird die Einteilung „freiwillige“ oder „unfreiwillige Unterbringung“ verwendet, wobei bei den unfreiwilligen zwischen Unterbringung auf Grund einer gerichtlichen Verfügung oder auf Grund von Gefahr in Verzug differenziert wird. In der Zielgruppe der SWG-Evaluation befand sich laut Datenbank- und Aktenanalyse nur eine Familie, bei der eine Unterbringung auf Grund einer gerichtlichen Verfügung erfolgte. Alle anderen 12 Fremdunterbringungen erfolgten auf Basis einer freiwilligen Vereinbarung.

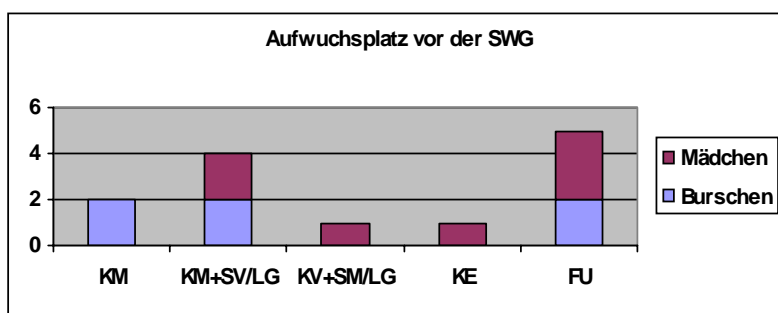


Aufwuchsplatz vor der SWG

Bemerkenswert ist der hohe Anteil der Minderjährigen, die direkt – oder mit Zwischenaufenthalt auf der „Heilpädagogischen Station des Landes Steiermark“ – in die SWG kamen. Mit fünf Minderjährigen wechselten 38 % von einer Fremdbetreuung (FU) in die SWG. Sechs Minderjährige hatten zuvor bei ihrer Mutter gelebt, bei zweien war diese alleinerziehend, bei den anderen vier gab es eine Patchworkfamilie mit der Mutter als leiblichen Elternteil. Nur eine Minderjährige hatte bei ihren leiblichen Eltern gelebt, eine in einer Patchworkfamilie mit dem Vater als leiblichen Elternteil.

Nur eine Unterbringung mit Gerichtsbeschluss

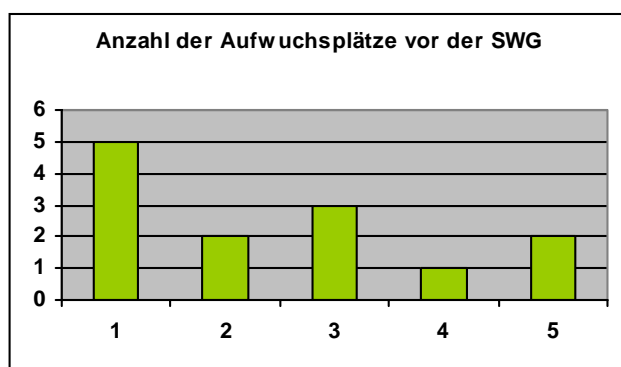
38 % wechselten von einer Fremdbetreuung in die SWG



Anzahl der vorhergehenden Aufwuchsplätze

Die Aktenanalyse war nicht so angelegt, die Vorgeschichte der Jugendlichen detailliert zu erheben. Unter anderem die hohe Überweisungsrate von einer Fremdbetreuung in die SWG weckte das Interesse für weitere Aufwuchsplätze vor der Fremdunterbringung in der SWG. Unter Aufwuchsplätzen werden primäre Aufwuchsplätze in der Herkunftsfamilie inklusive Wechsel zwischen getrennt lebenden Elternteilen ebenso verstanden, wie stationäre Unterbringungen (JUWO und HP-Station) und Pflegeverhältnisse (Verwandtenpflege und Pflegeeltern). Fünf Minderjährige hatten vor der Fremdunterbringung in der SWG bei ihren Eltern/Teilen gewohnt und noch keinen Wechsel des Aufwuchsplatzes erlebt. Allerdings mussten acht der 13 Minderjährigen bereits vor der SWG zumindest einen Wechsel des Aufwuchsplatzes und somit der primären Bezugsperson bewältigen. Sechs davon – also nicht ganz die Hälfte der Gesamtgruppe – lebten bereits auf drei bis fünf Aufwuchsplätzen. Von diesen wiederum hatten fünf bereits Erfahrung mit zumindest zwei stationären Maßnahmen. Bei zweien kam dann noch ein außerfamiliärer resp. zwei familiäre Pflegeplätze dazu.

8 der 13 Minderjährigen mussten bereits vor der SWG zumindest einen Wechsel des Aufwuchsplatzes bewältigen



Auch wenn nicht ganz ein Drittel der Minderjährigen noch keinen Wechsel des Aufwuchsplatzes bewältigen musste, ist mit knapp 62 % der Anteil derer, die es mussten, sehr hoch. Häufige Wechsel von Bezugspersonen und dem sozialen Umfeld inklusive Beziehungsabbrüchen gelten als Belastungs- und Risikofaktoren, die die Etablierung eines stabilen und verlässlichen sozialen Netzes erschweren und die Hürde erhöhen, sich auf neue Bezugspersonen einzulassen. Berücksichtigt man die zum Teil zahlreichen ambulanten Maßnahmen und Interventionen mit (die allerdings keiner genaueren Auswertung unterzogen wurden), wird deutlich, dass Eltern wie Minderjährige der Zielgruppe großteils auf länger andauernde Hilfeverläufe mit dementsprechenden Erfahrungen zurückblickten, die Einfluss auf ihre Sinnkonstruktionen und Verarbeitungsstrategien haben.

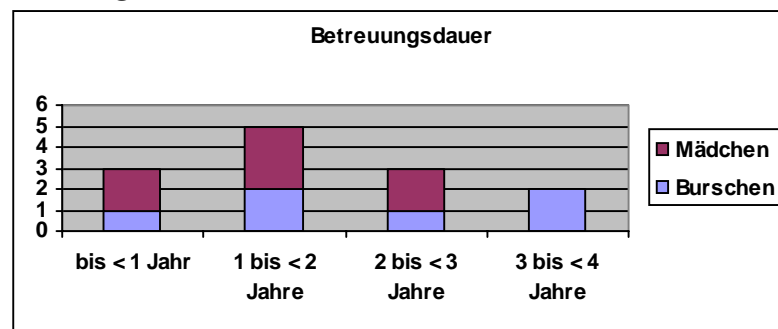
Ausgangsziel der Fremdunterbringung in der SWG

Bei ca. 2/3 der Minderjährigen wurde die Fremdunterbringung mit dem Ziel Rückführung eingeleitet, bei ca. 1/3 startete die SWG mit einem Clearingauftrag.

Themen der Betreuung und Begleitung, abgeleitet aus Aufnahmegründen und Aufträgen:

- 🌀 Herausforderungen von Patchworkfamilien: das Neu-Zusammenfinden als Familie, in der jede/r einen „guten Platz“ hat,
- 🌀 Loyalitätskonflikte: Kind zwischen zwei Familienmitglieder, Elternteile zwischen Kind und neuer/neuem LebenspartnerIn,
- 🌀 Paarkonflikte,
- 🌀 Förderung und Überprüfung wichtiger (familiärer) Kontakte
- 🌀 inkonsistentes Erziehungsverhalten (zwischen Elternteilen, aber auch bei Einzelpersonen),
- 🌀 Struktur/Regeln – emotionale Beziehung,
- 🌀 Wahrnehmung kindlicher Bedürfnisse – Vaterrolle/Mutterrolle, Rollenumkehr,
- 🌀 altersadäquate Erweiterung der sozialen Kompetenzen,
- 🌀 Schulverweigerung/-abstinenz/-angst,
- 🌀 Erweiterung von Problemlösungsstrategien,
- 🌀 Förderung von Selbstbewusstsein und Selbstständigkeit,
- 🌀 gesundheitliche Probleme: Suchtproblematiken, psychische und physische Erkrankungen und Gebrechen,
- 🌀 Armutsbelastungen: finanzielle Probleme, Wohnsituation, Arbeitslosigkeit.

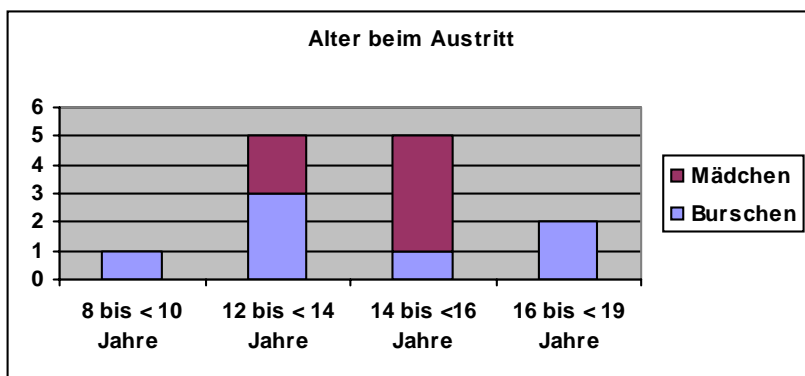
Betreuungsdauer



Der größte Teil der Jugendlichen war 1 bis 2 Jahre in der SWG, wobei insgesamt fünf Jugendliche auch zwischen 2 und 4 Jahren in der SWG fremd untergebracht waren. Die zwei Burschen, die am längsten in der SWG lebten, waren beim Auszug zwischen 16 und 19 Jahre alt.

Alter beim Austritt

Je fünf Jugendliche waren bei der Beendigung der SWG-Maßnahme zwischen 12 und 14 Jahre oder zwischen 14 und 16 Jahre alt. Kein Minderjährige/r beendete die SWG zwischen dem 10. und 12. Geburtstag.

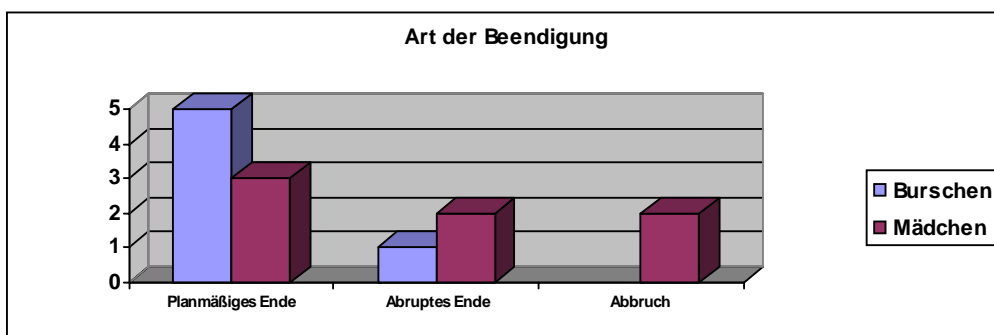


Art der Beendigung

Bei acht Jugendlichen – also knapp 2/3 – wurde die Fremdunterbringung planmäßig beendet. Bei drei Jugendlichen könnte man auf Grund der Abschlussberichte so etwas wie ein abruptes, letztlich nicht ganz nachvollziehbares, Ende konstatieren: In zwei Fällen beendete die Jugendwohlfahrt die Maßnahme recht plötzlich, in einem Fall wird laut Akten ein Krisengespräch nach einer Suspendierung durch die SWG zu einem Abschlussgespräch. In zwei Fällen kam es explizit zu einem Abbruch, einmal durch die SWG, einmal durch die Jugendwohlfahrt im Namen der Familie. Auffallend ist, dass mehr Mädchen die Fremdunterbringung in der SWG abrupt oder mit einem Abbruch beendeten als planmäßig. Im Vergleich dazu beendeten fünf von sechs Burschen die Fremdunterbringung planmäßig. Zudem erfolgten drei der fünf nicht-planmäßigen Beendigungen innerhalb des ersten Jahres und hatten einen Clearingauftrag zum Ausgangsziel.

8 Betreuungen endeten planmäßig

3 der 5 nicht planmäßigen Beendigungen erfolgten innerhalb des ersten Jahres und waren Clearingfälle



Realisiertes Betreuungsziel

Elf der 13 Jugendlichen wurden nach Betreuungsende rückgeführt. Sieht man sich diese Rückführungen in Kombination mit der Art der Beendigung an, so kam es bei sieben Jugendlichen zu planmäßigen Rückführungen. Alle drei abrupten Beendigungen und ein Abbruch führten ebenfalls dazu, dass die Jugendlichen wieder in ihr Herkunftssystem zurückkehrten. Ein Ergebnis einer weiteren planmäßigen Beendigung war der Wechsel eines Jugendlichen ins „Betreute Wohnen“. Mit dem Abbruch bei einer Jugendlichen wurde eine weitere Fremdunterbringung in einer anderen Einrichtung verknüpft.

11 Rückführungen, davon 7 mit planmäßiger Beendigung

7 zogen zu ihrer Mutter,
2 zum Vater, 1 zu den
Eltern und 2 in andere
Jugendwohlfahrtsmaß-
nahmen

6 Jugendliche kehrten
nach der SWG auf
denselben Aufwuchs-
platz zurück, 4 vorher
fremd Betreute kehrten
zu ElternTeilen zurück

Weitere Wechsel nach 3
unplanmäßigen
Beendigungen

Aufwuchsplatz nach der SWG

Sieben Jugendliche wurden nach der SWG zu ihren Müttern rückgeführt, davon drei zu alleinerziehenden Müttern sowie vier zu Müttern und deren Ehemann/Lebensgefährten. Zwei Jugendliche wurden zum Vater oder dem Vater und seiner Lebensgefährtin rückgeführt. Je eine/r zog von der SWG zu ihren/seinen Eltern oder zu einem weiteren Familienmitglied. Bei zwei Jugendlichen kam es zu weiteren Jugendwohlfahrtsmaßnahmen in Form von „Betreutem Wohnen“ oder einer „Intensivpädagogischen Fremdunterbringung“. Vergleicht man den Aufwuchsplatz vor der SWG mit dem Aufwuchsplatz nach der SWG, so kehrten sechs Jugendliche nach der SWG auf den Aufwuchsplatz zurück, wo sie vor der SWG gelebt hatten. Bei sieben Jugendlichen gab es Veränderungen: Vier Jugendliche, die von einer Fremdbetreuung in die SWG gewechselt hatten, kehrten anschließend zu ElternTeilen zurück. Bei zwei Jugendlichen wechselte der Aufwuchsplatz innerhalb der Herkunftsfamilie. Eine Jugendliche wechselte von einer Fremdunterbringung in die SWG und von dort in eine weitere Fremdunterbringungseinrichtung. Vergleicht man den Aufwuchsplatz nach der SWG-Beendigung mit dem Aufwuchsplatz zum Zeitpunkt des Interviews, so hatte sich bei neun Jugendlichen nichts verändert, außer dass bei einem Jugendlichen altersbedingt die ambulante Betreuung beendet worden war. Bei vier Jugendlichen hatte es Veränderungen seit der Beendigung gegeben: Ein Mädchen zog bei aufrechter Erziehungshilfe vom Elternteil zu ihrem Freund. In einem Fall war es zu einem Wechsel innerhalb der Familie gekommen und bei zwei Jugendlichen wurde inzwischen „Betreutes Wohnen“ installiert. Bei letzteren drei Familien hatte die Fremdunterbringung in der SWG mit Abbruch oder abrupt geendet.

5 Detailergebnisse der Interviewauswertungen

Die Forschungsfrage „Wie erleben die betreuten Familien die Arbeit des Schülerwohnen Graz im Kooperationsmodell Sozialpädagogik – Familientherapie – Sozialarbeit?“ fokussiert primär auf die Arbeit der SWG. Gleichzeitig stellt sich die Frage, in welcher Form Familien dieses Kooperationsmodell erleben und wo auf Grund der Beschreibungen von Jugendlichen wie Eltern die differenzierten Herangehensweisen in der Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem oder der Arbeit mit den Jugendlichen deutlich werden. Diese Wahrnehmungen zu den differenzierten Prozessen nahmen in den Interviews mehr Raum ein, was auch in der Auswertung berücksichtigt werden soll. Im Folgenden gilt es allerdings zuerst, zentrale Momente des Erlebens des Kooperationsmodells für Familien hinsichtlich unterstützender Faktoren zu beleuchten, bevor differenzierte Auswertungen zu den unterstützenden Aspekten der sozialpädagogischen und therapeutischen Arbeit mit dem Herkunftssystem sowie der Fremdunterbringung der Jugendlichen vorgestellt werden. Auch die Auswertungen zu belastenden Faktoren sind in dieser Form gegliedert.

5.1 Was haben die InterviewpartnerInnen im Zusammenspiel von SozialarbeiterInnen, SozialpädagogInnen, TherapeutInnen und AdressatInnen als unterstützend erlebt

5.1.1 Beteiligung an der Entscheidung zur Fremdunterbringung – „Dass da einmal eine Ruhe ist, dass er einmal die Hilfe kriegt, was wir ihm nicht geben können.“

Im Konzept der SWG wird darauf verwiesen, dass die Jugendwohlfahrt im angewandten Modell des Zwangskontextes die Entscheidung für Fremdunterbringung und Familientherapie trifft und diese somit keine freiwilligen Maßnahmen mehr sind.²¹ Einige InterviewpartnerInnen beschreiben den Beginn der SWG-Maßnahme als von ihnen mitbestimmt. Diese Beteiligung bei der Entscheidung zur Aufnahme von Minderjährigen in die SWG heben InterviewpartnerInnen als besonders positiv hervor. Der Grad der Mitentscheidungsmöglichkeit und somit der Freiwilligkeit variieren allerdings ebenso wie die dahinterliegenden Erfahrungen und Ziele von Elternteilen und Jugendlichen. Dennoch lassen sich daraus zwei Tendenzen besonders hervorheben:

Einerseits waren länger andauernde und ausnehmend belastend erlebte, familiäre Konfliktsituationen häufig ausschlaggebend für Elternteile und Jugendliche, grundsätzlich einer zumindest temporären Fremdunterbringung zuzustimmen. Andererseits wurde Beteiligung auch als Möglichkeit erlebt, sich – z. T. aus unterschiedlichen Angeboten – dezidiert für die SWG mit u. a. ihrem Schwerpunkt in der Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem zu entscheiden.

Diese beiden primären Tendenzen sollen im Folgenden kurz verdeutlicht werden, ebenso wie darüber hinaus gehende Nuancen in Bezug auf die Beteiligung bei der Entscheidung zur Fremdunterbringung in der SWG:

²¹ Vgl. Konzept „Schülerwohnen Graz mit familientherapeutischer Begleitung“, 2009, S. 9

Zentrale Aspekte bei den positiven Rückmeldungen in Bezug auf das Zusammenspiel aller Beteiligten

Eltern

Elternteile, die die Fremdunterbringung in der SWG teilweise bis absolut als ihre Entscheidung erlebt hatten betonten, dass JugendamtssozialarbeiterInnen ihnen in ihrer Überforderungssituation unterschiedliche Hilfsmaßnahmen angeboten hatten. Die SozialarbeiterInnen unterstützten sie auch bei der Entscheidung für die SWG. Elternteile verbanden damit die Hoffnung auf temporäre Entlastung, aber durchaus auch auf ‚Erziehung und Disziplinierung‘ der Minderjährigen und darauf, dass diese ihr Zuhause mehr schätzen lernen sollten. Frau Wanner meinte dazu: „Wir brauchen einfach, dass da einmal eine Ruhe is, dass er einmal die Hilfe kriegt im Prinzip, was wir ihm nicht geben können halt [...], weil jetzt is noch der Baum zum biegn, weil nacher is dann vorbei.“²²

Jene Elternteile, die die SWG absolut wollten, waren Mütter, die bereits vor der Entscheidung für die SWG eine vertrauensvolle und stärkende Beziehung zur/zum zuständigen JugendamtssozialarbeiterIn erlebt hatten. Es fällt zudem auf, dass in diesen Fällen die Rückführung nicht (wirklich) von allen Beteiligten als realisierbar gedacht oder favorisiert wurde, auch wenn es als Ausgangsziel dokumentiert war. So erinnert sich beispielsweise Frau Ortner, dass sie für ihre Tochter eine Einrichtung wollte, „wo sie weiterhin eben lernen muss, weil sie war noch weit entfernt vom normalen Familienleben.“²³ Jene Elternteile erhofften sich von der Fremdunterbringung Hilfe fürs Kind, wobei der Erziehungs- und Veränderungsauftrag (tendenziell ‚Reparaturauftrag‘) im Vordergrund stand. Sie beschreiben, wie sie mit der Entscheidung für die Fremdunterbringung auch einer Zusammenarbeit im Rahmen der sozialpädagogischen Elternarbeit zustimmten. Das galt aber nicht durchgängig für eine therapeutische Begleitung der Elternteile.²⁴

Die Männer, die ihre absolute Zustimmung zur Maßnahme erklärten, waren vor dieser weniger bis nicht in die Erziehung involviert gewesen, weil sie entweder von der Mutter getrennt gelebt oder als neuer Lebensgefährte das Kind noch gar nicht gekannt hatten. Sie erläuterten ihre Zustimmung auch eher als Unterstützung für die Kindesmütter.

Im Vergleich zu den Eltern, die die Maßnahme absolut wollten, hatten jene Elternteile, die sich bei der Entscheidung zur Fremdunterbringung tendenziell beteiligt erlebt hatten, vorher noch keinen Jugendwohlfahrtskontakt gehabt. Sie hatten dementsprechend weder besonders positive noch besonders negative Erfahrungen mit dem Jugendwohlfahrtssystem erlebt. Die Fremdunterbringung wurde zwar mitinitiiert, es wurden auch ambivalente Gefühle in Bezug auf die Angemessenheit der Maßnahme beschrieben. Das Ziel der Elternteile lautete Rückführung und sie hatten sich grundsätzlich auch für die Zusammenarbeit mit SozialpädagogInnen und TherapeutInnen entschieden.

Jugendliche

Im Vergleich zu den Eltern konnte Beteiligung bei Jugendlichen noch einmal vielfältiger ausgelegt werden. Jugendliche mit mehrmaligen, vorangegangenen Fremdbetreuungswechseln beschreiben die Aufnahme in die SWG als ihre Entscheidung, weil sie sich dort einen verlässlichen Platz erhofften, wo man „halt dort bleiben kann für längere Zeit“²⁵, so Clara. Das Ziel Rückführung und die umfangreicheren Kontaktmöglichkeiten mit den Eltern sowie der erste Eindruck bei einem „Schnuppertag“ wurden als Gründe genannt, sich für die SWG zu entscheiden.

²² F9KM,

²³ F6KM

²⁴ Vgl. entsprechendes Kapitel ‚belastende Faktoren in der familientherapeutischen Begleitung‘

²⁵ F12w

Eine Beteiligung in Form der Wahl, in welcher Einrichtung er fremd untergebracht wurde, ermöglichte beispielsweise bei Paul die Relativierung einer grundsätzlich unfreiwilligen Maßnahme, die u. a. mit der Bezeichnung „Insassen“ verdeutlicht wird: „Weil die Fürsorge gesagt hat, du darfst dir aussuchen in was für einer Einrichtung du sein willst. [...] Weil i sowieso in keine Einrichtung wollt, aber mir is nichts anders übrig blieben und mir hat es dort gefalln, [...] hab mir eigentlich gedacht, das sind coole Leut, also von die Insassen [...] und da hab i mich auch selber entschieden.“²⁶

Bei anderen Jugendlichen, die die Fremdunterbringung in der SWG teilweise als ihre Entscheidung erlebt hatten, waren – vergleichbar mit den Beschreibungen von Elternteilen (allerdings nicht aus den selben Familien) – die Konflikte in ihrem Herkunftssystem so belastend, dass sie mit dem Einzug in die SWG eine Art Verschnauftpause verbanden. „Zuerst wollt i a da rein, weil i mir gedacht hab, da sind sie nicht so streng, da hab i meine Ruh von daheim. [...] Kein Streit mehr haben. Einfach nur zruckziagn und allein sein.“²⁷ An eine langfristige Fremdunterbringung in der SWG wurde nicht gedacht. Gleichzeitig vermitteln diese Jugendlichen, dass sie damals auf Grund ihrer Erfahrungen nicht wussten, wo sie ihren Platz – räumlich wie beziehungsstechnisch – finden könnten.

5.1.2 Gemeinsame Zielorientierung – „Dass man zusammen draufhin arbeitet, dass die Fürsorge dann erlaubt, dass er wieder heim kann.“

Ziele, Zielorientierung und Zielerreichung waren zentrale Themen in den Interviews, die in unterschiedlichsten Facetten auftauchten. Ziele waren für InterviewpartnerInnen übergeordnete Ziele wie Rückführung oder langfristige Fremdunterbringung. Als Ziele wurden aber auch die Vorgaben der Jugendwohlfahrt definiert, die für die Rückführung erfüllt werden mussten. Diese Orientierung an operationalisierbaren (Teil)Zielen, deren Erreichung beispielsweise in Entwicklungsgesprächen geplant und deutlich gemacht wurde, bietet den Beteiligten einen wichtigen Bezugsrahmen. Beschrieben werden Sitzungen, wo auf Basis der Vorgaben der Jugendwohlfahrt besprochen wurde, „was für Ziele erreicht worden sind und wo man dran arbeiten muss. [...] Die Berichte von die Betreuer über uns, über die Kinder, [...] wie des Zusammenarbeiten mit der Mama is, [...] und das ganze.“²⁸ Die Perspektive jedes/r Einzelnen war gefragt. Paul reflektiert im Nachhinein den Nutzen von Entwicklungsgesprächen, die „a irgendwo gut sind, weil [...] da werden halt die Eltern richtig aufklärt was Sache is und was passiert und was gemacht wird und die Sozialarbeiterin braucht ja a an Einblick in des Ganze.“²⁹

Bei dieser gemeinsamen Zielorientierung im Sinne des übergeordneten Ziels war es durchaus möglich – und konzeptuell auch verankert –, dass Ziele im Sinne von Jugendwohlfahrtsauflagen nicht gemeinsam entwickelt worden waren. Vielmehr beschreiben sie vor allem InterviewpartnerInnen, die die Fremdunterbringung nicht als ihre Entscheidung erlebt hatten, als vorgegeben. Wie konnten dennoch Aspekte einer gemeinsamen Zielorientierung wahrgenommen und ein Einlassen auf eine Kooperationsbeziehung ermöglicht werden? Frau Tanzer benennt verschiedene Aspekte, die ihr das selbst bei hohem Zwangserleben ermöglichten: Vor allem das glaubhafte Vermitteln der SWG-Angebote zur Zielerreichung wurde als wesentlicher Aspekt benannt. „Des war eigentlich recht schnell da, das Vertraun. Dass man dann

²⁶ F10m

²⁷ F3w

²⁸ F1w

²⁹ F10m

schon auch von Anfang an gesagt hat, dass man zusammen halt draufhin arbeitet, dass die Fürsorge dann erlaubt, dass der Lorenz wieder heim kann.“³⁰ Ein weiterer Aspekt betraf die grundsätzliche, inhaltliche Nachvollziehbarkeit der Auflagen, auch wenn die Form der Auflage in Frage gestellt wurde: „Es war ok vom Inhalt her, aber es war komisch, dass mir wer vorschreibt, was i mit meim Kind zum tun hab. Ja weil des keiner tut. Wenn man normal mit seim Kind daheim lebt in einer Familie, schert sich da kein Mensch drum.“³¹ Letztlich beschreibt sie ihre Strategie im Umgang mit einer Situation, aus der sie momentan „eh nicht raus“ kam, folgendermaßen: „Is besser, du verbündest dich, als du stellst dich dagegen. [...] I würd sagen, i hab einmal als erstes gar keine andre Wahl gehabt, als mich damit auseinanderzusetzen und abzufinden, dass die Situation im Moment so is. Und das hat wirklich passt.“³²

5.1.3 Beteiligung und Selbstwirksamkeitserfahrungen im Betreuungsprozess - „I hab selber entscheiden dürfen, wo i hin will.“

Einer der Aspekte, dass es „wirklich passt“ hat, findet sich in zunehmenden Mitbestimmungsmöglichkeiten und Selbstwirksamkeitserfahrungen während des Betreuungsprozesses. Das betraf vor allem die weitere Planung, aber auch die Auseinandersetzung mit indirekt empfundenen oder direkten Vorgaben von Seiten der Jugendwohlfahrt. Über diese konnte in Entwicklungsgesprächen mit SozialarbeiterInnen verhandelt werden. Auseinandersetzungen mit nachvollziehbaren Entscheidungs- und Handlungsoptionen werden von InterviewpartnerInnen als wesentliche Bedingungen genannt, um sich auch im Kontext eingeschränkter Freiwilligkeit auf eine Zusammenarbeit im Kooperationsmodell einzulassen, so Herr Neumann: „I hab nie alles abgelehnt, i hab viel angenommen, wo i gesehen hab, das könnt wirklich gut sein, i hab es nachher auch probiert, i hab sehr viel dagegen gearbeitet und schön kleinweis gewisse Teile angenommen, wo i gesagt hab, des könnte gehen, aber nie mit Druck. [...] Also wenn es dann wirklich ein richtiges Gespräch war, richtig erklärt worden is, was könnte sein, oder so in der Richtung, dann hat man zusammenarbeiten können.“³³

Zunehmend Mitbestimmungsmöglichkeiten und Selbstwirksamkeitserfahrungen im Rahmen der Entwicklungsgespräche beschreiben nicht nur Erwachsene, sondern auch Jugendliche: „I hab selber entscheiden dürfen, wo i hin will, weil i des Alter erreicht hab. [...] Wenn jetzt irgendwas überhaupt nicht in Frage kommt, wenn daheim alles drunter und drüber geht, dann hätt auch sie [DSA] sagen müssen, nein da darfst überhaupt nicht hin, auch wenn du jetzt willst. [...] I hätt auch jedes Monat beim Gespräch sagen können, jetzt will i zum Papa, jetzt will i zur Mama, jetzt will i dort hin. Hätt i sagen können, nur wären dann jedes Mal die Gespräche wieder von neuem angefangen und wieder neue Ziele und wieder alles nachkontrolliert und des.“³⁴ Ein Jugendlicher beschreibt, wie er sich letztlich selbst für eine Verlängerung der Maßnahme entschied, um die Schule abzuschließen.

³⁰ F4KM

³¹ F4KM

³² F4KM

³³ F5KV

³⁴ F5w

5.1.4 Klärung und Förderung der Eltern-Kind-Beziehung - „Weil wenn i mich änder, hilft das sicher nicht so viel, als wenn sich alle ändern.“

Besonders positiv konnotierten alle interviewten Elternteile und Jugendlichen die engmaschige Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem und die dahinter stehenden Haltungen. Die Haltung wurde für Frau Kraus unter anderem dadurch deutlich, dass „die WG dort waren die einzigen, was das geschätzt haben, was i für mein Kind gemacht hab.“³⁵ Hervorgehoben wird speziell von ElternTeilen, dass zur Veränderung der Eltern-Kind-Beziehungen Ressourcen in Form von Fachkräften, Raum und Zeit zur Verfügung gestellt werden. Gerade InterviewpartnerInnen mit unterschiedlichen Erfahrungen im Umgang von Jugendwohlfahrtsträgern mit Eltern, sehen in den Haltungen und dem familienorientierten Angebot einen wesentlichen Faktor für das Zustandekommen einer Kooperationsbeziehung und in Folge einer Weiterentwicklung der Eltern-Kind-Beziehungen. „I hab dort nie ein negatives Gefühl gehabt, i hab dort viel mehr Nähe empfunden zum Lorenz [Sohn] [...] Also dort war das schon erwünscht auch, dass die Kinder zu den Eltern Kontakt haben. Wo mir vorher immer vorkommen is, ja nicht und möglichst nicht zuviel“³⁶, erinnert sich Frau Tanzer. Dieser Kontakt und diese Nähe wurden auch in komplizierter zu arrangierenden Situationen gefördert. So hebt Frau Plattner hervor, dass SozialpädagogInnen auch während ihres Krankenhausaufenthaltes „die Kinder immer gebracht haben halt. Dass i sie trotzdem sehn hab können und mit ihnen reden hab können.“³⁷

Auch die Jugendlichen erlebten es als äußerst positiv, wie sehr ihre Eltern in den Fremdunterbringungsprozess miteinbezogen waren. So meint Paul: „Ja das is cool. [...] merkst, dass du nicht allein bist. [...] Die haben immer mit den Eltern geredet, haben sie sich immer zuerst alles ausgedet wie das ablaufen sollt. Nein, die haben das super gemacht. [...] Nein, also ohne die Eltern geht so nichts dort.“³⁸ Lorenz hatte vor der SWG zeitweise keinen oder wenig Kontakt zur Mutter. Für ihn war es aber „mehr oder weniger außer Frage. [...] I hab das schon gewollt“, dass mit seiner Mutter gearbeitet wurde, denn „das is ja eigentlich schon des Hauptziel gewesen, seitdem ich dann in der WG bin, dass ich wieder zur Mama komm.“³⁹ Lea brachte es „systemisch“ auf den Punkt: „Weil wenn i mich änder, hilft das sicher nicht so viel, als wenn sich alle ändern.“⁴⁰ Jugendliche beschreiben, wie sie in der WG-Zeit bei der Kontaktaufnahme mit ElternTeilen unterstützt wurden, zu denen aus unterschiedlichsten Gründen über zumindest einen gewissen Zeitraum keiner bestand. In Folge konnte sich eine Beziehung entwickeln oder es blieb bei punktuellen bzw. keinen Kontakten.

Eltern-Kind-Beziehungen konnten sich verbessern oder zumindest so klären, dass die Beteiligten ein „pragmatisches Beziehungsarrangement“ treffen konnten. ElternTeile wie Frau Plattner beschreiben, wie sie ihr Kind beispielsweise besser annehmen können, weil sie gelernt hätten „ihn zu akzeptieren [...] so wie er is.“⁴¹ Herr Neumann beschreibt, wie die veränderte Eltern-Kind-Beziehung auch durch neuerlichen Familiennachwuchs nach Beendigung der SWG-Maßnahme deutlich wurde: „Die Angst war ja [...], dass sie wieder in die Ecke gestoßen wird, aber sie hat

³⁵ F12KM

³⁶ F4

³⁷ F1KM

³⁸ F10m

³⁹ F4m

⁴⁰ F8w

⁴¹ F1KM

dann auch gemerkt, schön langsam aber sicher, [...] dass sie nicht ausgestoßen ist, [...] weil mir haben gesagt, sie ist des erste Kind, sie wird immer des erste bleiben für uns und so is es. ... Sie spürt es auch glaub i. [...] Also die Krisen sind immer noch zwischen uns zwei da, ah, nicht mehr so arg.⁴²

Einen wesentlichen Faktor bei der Förderung der Eltern-Kind-Beziehung beschreibt Theresa mit „weil die Betreuer dafür da warn, dass es Rückführung gibt.“⁴³ Erst über das Vertrauen der SozialpädagogInnen in ihre Mutter und deren Zusammenarbeit konnte sie wieder Vertrauen in die Mutter gewinnen und eine Rückführung als Option zulassen. Auch wenn sie zu einzelnen SozialpädagogInnen keine besonders nahe Beziehung empfand, zeichnete sie „die Betreuer“ in der Netzwerkkarte u. a. im Sektor Familie ein – nicht weil sie zur Familie gehörten, sondern weil „sie geholfen haben, [...] dass wir wieder eine Familie worden sind.“⁴⁴ Und selbst wenn das Vertrauen in Eltern nicht so weit reichte, um eine Rückführung als Option zu sehen, zeigte die Beteiligung an der pädagogischen wie therapeutischen Elternarbeit Jugendlichen, dass sie den ElternTeilen etwas bedeuteten. Für Clara zeigte sich dadurch, „dass sie halt Kontakt haben will mit mir und dass ich ihr halt nicht so egal bin, ja.“⁴⁵

Bemerkenswert ist vor allem die reflexive Auseinandersetzung älterer Jugendlicher in den Interviews zum veränderten Umgang mit ihren Eltern. Sie haben den Blick auf ihre Eltern, deren Stärken und Schwächen, modifiziert. Dementsprechend haben sie ihre Beziehungen zu ElternTeilen geklärt, weiterentwickelt und im altersadäquaten Loslösungsprozess gestaltet. Das zeigt sich unabhängig davon, ob das anvisierte Ziel Rückführung erreicht wurde oder nicht oder ob Jugendliche zum Zeitpunkt des Interviews noch zu Hause lebten oder nicht. Grundsätzlich vermitteln die Jugendlichen in den Interviews, wie die ElternTeile – die große Bedeutung von Familie und die Wichtigkeit familiärer Beziehungen unabhängig davon, ob man zusammenlebt oder nicht. In diesem Zusammenhang sei auch kurz erwähnt, dass anhand der Netzwerkkarten auch die Bedeutung der z. T. zahlreichen Geschwister sichtbar wurde. Darunter finden sich Voll-, Halb- und Stiefgeschwister. Auffallend ist, dass bei einem Großteil der Jugendlichen der Kontakt zu den Geschwistern eher sporadisch ist und auch während der SWG war, was sie aber nicht nur auf die eigene Fremdunterbringung zurückführen. In den Geschwistergruppen finden sich große Altersunterschiede, Geschwister mit abgeschlossener und aktueller Fremdunterbringungserfahrung aber auch Geschwister, die zur Adoption freigegeben worden waren. Jugendliche beschreiben Unterstützung, die sie von Geschwistern erfuhren und die sie für Geschwister waren, sie beschreiben aber auch belastende Erfahrungen in Geschwisterbeziehungen.

Die Bedeutung von Familie wird auch darin deutlich, dass es durchaus auch belastend ist, wenn durch den SWG-Aufenthalt so etwas wie „heile Welt“ nicht hergestellt werden konnte.⁴⁶ Dennoch vermitteln Jugendliche einen sehr pragmatischen und im Rahmen ihrer Möglichkeiten selbstbestimmten Umgang damit. Das zeigt sich an der Wertschätzung dessen, dass ElternTeile sich auch während der Fremdunterbringung um sie kümmerten und sich an der Elternarbeit beteiligten. So resümierte Clara: „Weil sonst, wenn sie kommen musste, is sie so gut wie nie gekommen, aber da ist sie eigentlich jede Woche gekommen, wenn sie halt nicht krank war.“⁴⁷ Oder dass sie trotz schwierigen Aufwuchsbedingungen und Punkten, die sie bei ihren ElternTeilen nicht verstehen, positive Veränderungen der Eltern wahrgenommen haben, wie

⁴² F5KV

⁴³ F1w

⁴⁴ F1w

⁴⁵ F12w

⁴⁶ Siehe Kapitel „Was haben die Familien als belastend erlebt“

⁴⁷ F12w

Marions Zitat verdeutlichen soll: „I hab es ihnen verziehen, i mein, jeder Mensch macht Fehler und i will einfach, dass es bei meine Geschwister dann anders is. [...] Und i find es halt jetzt schon besser, weil jetzt kümmert er sich um den Kleinen.“⁴⁸ Jugendliche vermitteln die emotionale Nähe zu ElternTeilen und beschreiben gleichzeitig – allgemeiner oder spezifisch – dass sie nicht ganz genau so werden wollten wie diese. Paul erklärt dazu: „Meine Eltern hab i eigentlich nie als Vorbilder gesehn, aber wenn i das ihnen erzählen tät, die täten sicher traurig darüber sein, aber es war einfach immer so. I mein, sie sind auch gute Leut und alles, i hab sie gern, [...] nur als Vorbilder eher nicht.“⁴⁹ Diese realistischen Auseinandersetzungen waren und sind Basis für Entscheidungen der Jugendlichen, wo sie nach der SWG und heute leben. Bei manchen bedeutete das, dass sie nicht mehr zurück nach Hause zogen oder dort blieben. Beispielsweise beschreibt Miriam heute ein „pragmatisches Arrangement“, das einen Kontakt zwischen ihr und ihrer Mutter trotz andauerndem Konflikt zum Stiefvater ermöglicht: „Es is auch besser, wenn i nicht daheim bin, weil wenn i den ganzen Tag daheim bin, da streiten wir immer. Aber sobald i weg gezogen bin, dann geht es ab und zu, also da können wir normal reden und so. ... Das is nur, wenn mein Stiefpapa nicht daheim ist, dann ruft sie [Mutter] mich an, aber i heb eh nicht immer ab bei ihr.“⁵⁰ Dieses Ergebnis ist auch unter dem Gesichtspunkt bemerkenswert, dass die Klärung und Weiterentwicklung der Beziehung zu den Eltern, auch um sich von ihnen lösen zu können, nicht nur eine unvermeidbare, sondern für fremd untergebrachte Jugendliche oft auch besonders heikle Aufgabe ist. Gelingt dies, hat das positive Wirkungen über diese Beziehung hinaus.⁵¹

5.1.5 Beendigungen nach Erreichung der vereinbarten Ziele – „Da hat die Sozialarbeiterin gesehn, dass wir das, was ausgemacht war, erreicht haben und dass es jetzt dem Ende zugeht.“

Im Laufe der Betreuung wurden bei Entwicklungsgesprächen die für die Rückführung vereinbarten offenen und erreichten Ziele von der SWG auf Flipchart visualisiert. Waren diese Ziele letztlich alle abgehakt, so leitete das für die Familien die Abschlussphase ein, wie Theresa erzählt: „Die Ziele, was wir erreicht haben, sind aufzeichnet geworden eben und da hat sie [DSA] dann eh gesehen, ja, dass wir das, was ausgemacht war, erreicht haben und dass es jetzt, so auf die Art, ja jetzt dem Ende zugeht.“⁵² Eine verlässliche und zeitnahe Beendigung der Fremdunterbringung nach Erreichen aller Ziele wurde von InterviewpartnerInnen als besonders wichtig hervorgehoben. Etwaige Hinweise von SozialarbeiterInnen, dass es trotz dokumentierter Zielerreichung „besser wär, wenn die Kinder noch unten wären“ kommentiert beispielsweise Frau Plattner mit: „Auf das Spielchen hab i mich nicht eingelassen.“⁵³ Planmäßige Beendigungen konnten nicht nur in Form von Rückführungen, sondern auch bei letztlich längerfristiger Fremdunterbringung und anschließendem „Betreuten Wohnen“ als gemeinsames Ziel im Kooperationsmodell umgesetzt werden.

⁴⁸ F5m

⁴⁹ F10m

⁵⁰ F3w

⁵¹ Wolf, 2007, S. 39

⁵² F1w

⁵³ F1KM

5.1.6 Lebensweltorientiertes, erfahrungsgestütztes Wissen und Können der unterschiedlichen Fachkräfte – „Er redet klass, er sieht das richtig, weiß sehr wohl gut zu entscheiden, durch lange Erfahrung und Extremfälle hundertprozentig auch.“

Angesichts ihrer eigenen Geschichte und aufgrund dessen, was sie über andere Familien und den Alltag in der WG erlebten, sind sich interviewte ElternTeile durchaus bewusst, vor welchen Herausforderungen die Fachkräfte im Kooperationsmodell stehen. Sie beschreiben besonders unterstützende Fachkräfte – SozialpädagogInnen, TherapeutInnen und SozialarbeiterInnen – deshalb nicht nur anhand der Beziehungsqualität, sondern auch anhand ihrer professionellen Interventionen. „I muss ehrlich sagen, i hab die Frau Lenz irrsinnig gern gehabt. Die Frau hat so viel Verständnis und, und sie weiß von was sie redet und sie weiß, was sie tut, also die Frau war für mich eins a.“, so Frau Kraus über ihre Therapeutin. Besagte Fachkräfte zeichneten sich auch in schwierigen Situationen durch große Geduld und Lösungsstrategien aus: „Da muss i sagen, Hut ab, i hätt schon lang den Hut drauf geschmissn. Die Geduld, muss i sagen, hätt i nicht.“⁵⁴ InterviewpartnerInnen wie beispielsweise Herr Neumann, bescheinigten Fachkräften große Erfahrung, die sie mit den Jahren an Berufserfahrung erklärten: „Er [DSA] is halt klass, er redet klass, er sieht das richtig, weiß sehr wohl gut zu entscheiden, durch lange Erfahrung, durch Besuche bei Eltern was Schwierigkeiten haben und Extremfälle hundertprozentig auch. [...] Also wenn solche Leut im Jugendamt sind, i glaub, funktioniert die WG und alles besser.“⁵⁵

Sie erklärten sich die Unterstützung, die durch Fachkräfte ausgeht aber auch dadurch, dass sie ein gewisses Alter, eigene Kinder und Lebenserfahrung hätten und sich so in Jugendliche und Eltern hineinversetzen konnten. Frau Drechsl formulierte es folgendermaßen: „Ja hilfreich war sie [Bezugsbetreuerin] schon, weil sie da selber Kinder gehabt hat und irgendwie rein versetzen hat können in die Jugendlichen.“⁵⁶ Die Betonung von Erfahrung in verschiedenen Kontexten – sowohl beruflich als auch privat – und sich hineinversetzen und verstehen können deuten darauf hin, dass sich diese besonders unterstützend erlebten Fachkräfte dadurch auszeichneten, sich den Kulturen, den Lebensrealitäten und -praxen sowie Deutungsmuster von Familien anzunähern, um somit mit ihren Interventionen anschlussfähiger zu sein. Klaus Wolf spricht in diesem Zusammenhang von der Annäherung an den „native point of view“. Unter anderem aus seinen Forschungsarbeiten wird deutlich, dass sich die Wahrscheinlichkeit von Veränderungen im Rahmen der Begleitung erhöht, wenn diese Annäherung an den „native point of view“ gelingt.⁵⁷

5.2 Was haben die InterviewpartnerInnen im Rahmen der sozialpädagogischen Elternarbeit als unterstützend erlebt

5.2.1 Wertschätzende und einladende Haltung – „Was mir gut getan hat einfach, man is nett empfangen worden, nit als Aussätzige.“

Die interviewten Eltern heben es besonders positiv hervor, dass Ihnen die SozialpädagogInnen von Anfang an mit wertschätzender und einladender Haltung

⁵⁴ F5SV

⁵⁵ F5KV

⁵⁶ F5KM

⁵⁷ Wolf, 2006, S. 245

begegneten. In einigen Fällen deckt sich das mit Vorerfahrungen im Jugendwohlfahrtskontext. In anderen hatten sie vorher aber tendenziell das Gegenteil erlebt. Auch im privaten Umfeld waren vor allem interviewte Mütter auf Grund ihres Jugendwohlfahrtskontaktes und der damit verbundenen Problematiken mit Abwertungen konfrontiert gewesen. Diese erfahrene Haltung ist ein wesentlicher Faktor dafür, dass Eltern Teile sich auf die Arbeit mit der SWG einließen. In Kombination mit zwangsweisen Fremdunterbringungen konnte diese wertschätzende und einladende Haltung gerade am Betreuungsbeginn auch Irritationen auslösen. Das Bemühen der SWG wurde wahrgenommen, in Kombination mit der Zwangsmaßnahme musste sich das Vertrauen in die unterstützende Funktion der SWG aber erst entwickeln, so Frau Kraus: „I hab mich nicht wohl gefühlt des erste Mal. Es war alles für mich so, boah, [...] was geht denn da ab, was wollt ihr von mir. [...] Sie haben sich zwar bemüht, Kaffee, Tee war oben, Mehlspeis war oben, sie wollten das so angenehm wie möglich machen, aber i hab mich trotzdem nicht wohl gefühlt. [...] Nur eine ganz eine kleine Hoffnung war in mir, dass mir die vielleicht helfen [...].“⁵⁸

In Fällen mit freiwilliger Fremdunterbringung konnten Zweifel, die durch das private Umfeld verstärkt worden waren, durch diese wertschätzende Haltung etwas gemildert werden, beschreibt Frau Wanner: „Was mir gut getan hat einfach, wenn man kommen is, [...] i mein is ja klar, [...] es is ihr Job, aber man is sich nicht vorkommen so quasi, ja was bist denn du für eine, nicht, du gibst dein Kind da her. Man hat einfach das Gefühl gehabt, [...] nicht ‚man gehört dazu‘, aber [...] man is nett empfangen worden, [...] nicht als Aussätzige irgendwie behandelt worden. Ganz im Gegenteil, ge, das hat mir immer taugt. [...] Nicht nur so quasi, da is das Kind und tschüss, sondern man is immer einbezogen auch worden, also wenn i hab wollen.“⁵⁹ Wie Frau Wanner vermitteln vor allem die interviewten Frauen eindrücklich, wie wichtig es für sie war, in der SWG nicht als ‚Rabenmütter‘ behandelt zu werden, die dort mit ihrem Kind auch ihre Mutterrolle abgeben mussten. Aus dem Nachsatz „also wenn i hab wollen“ in Frau Wanners Zitat wird zudem deutlich, dass es in ihrer Entscheidung lag, wann und wie sie der Einladung zur Zusammenarbeit im Rahmen der sozialpädagogischen Elternarbeit folgte.

5.2.2 Ansätze der Niederschwelligkeit und Alltagsnähe – „Da kannst kommen wann du willst, da wird immer einer ein Ohr offen haben.“

In Kombination mit dieser wertschätzenden und einladenden Haltung beschreiben InterviewpartnerInnen in einem doch sehr strukturierten, hochschwelligem Betreuungsangebot mit Zwangstendenzen, wie der SWG, auch ein recht offenes Haus. Dort boten MitarbeiterInnen neben formellen auch tendenziell informelle und zwanglose Gesprächssituationen an. Es gibt deutliche Hinweise darauf, dass auch diese Offenheit ein wesentlicher Faktor für die Entstehung von Kooperationsbeziehungen ist: „Wie wenn es mein eigener Bruder wär oder meine eigene, eigene Schwester, auf Deutsch gesagt. Da kannst kommen wann du willst, da wird immer einer ein Ohr offen haben“⁶⁰, resümiert Herr Hoffmann. Die Tochter von Herrn Hoffmanns Lebensgefährtin beschreibt die Beziehung zwischen den beiden und den SozialpädagogInnen am Beispiel von „Küchentischgesprächen“. Sie hätten „sich gut verstanden, [...] wenn sie halt in der WG warn, haben sie zwischendurch einen Kaffee getrunken oder sind auch so vorbei kommen, wenn sie mich besuchen gegangen sind. Haben zwischendurch geredet, wie i so war oder sonst was. Also von

⁵⁸ F12KM

⁵⁹ F9KM

⁶⁰ F5LG

dem her haben sie schon viel miteinander geredet und so.“⁶¹ Erleichtert wurde das für Herrn Hoffmann dadurch, dass auch über die Sprache keine weiteren Barrieren oder institutionelle Distanzierungsmomente hergestellt wurden. Er hätte nicht „um die Blume herum reden“ müssen, „also wie bringst das jetzt am besten heraus mit Hochdeutsch“. Vielmehr hat er die Erfahrung gemacht: „So wie der Schnabel gewachsen is, so redet man, so wird man auch verstanden.“⁶²

Nicht nur anhand der Sprache werden Bemühungen von SWG-MitarbeiterInnen vermittelt, an der Lebenswelt und dem Alltag der Familien unkompliziert ‚anzudocken‘. Situationen, in denen BezugsbetreuerInnen beispielsweise Minderjährige nach Hause brachten, deuten in diese Richtung. „Das war eigentlich spontan, ge, wenn sie sowieso den Weg gehabt hat, dass sie die Marion herunter geführt hat. [...] Das hab i eigentlich sehr, sehr nett gefunden“⁶³, so Frau Drechsl. Die positive Bewertung dieser Herangehensweise hängt eng mit der Qualität der Beziehung zu den SozialpädagogInnen zusammen und damit, ob sich die Eltern grundsätzlich auf die sozialpädagogische Elternarbeit eingelassen hatten. In diesen Fällen wurden MitarbeiterInnen auch in die Wohnung gebeten. „Sie [Bezugsbetreuerin] war auch viel bei uns auf Besuch, das war schon hilfreich. Is schon was anderes. Weil sie da sehn, wie die Kinder wirklich leben, weil daheim sind sie doch hemmungslos. In einer WG, da wissen sie sich zu benehmen. Da sehn die Betreuer dann schon, wie die Kinder wirklich sein können.“⁶⁴

5.2.3 Eltern in ihrer Verantwortung fürs Kind und ihren Kompetenzen stärken – „I bin die Mama.“

Wie bereits ausgeführt, fühlten sich ElternTeile in ihrer Rolle als Mutter oder Vater belassen. Über den Ausdruck der Wertschätzung hinaus, der eine wesentliche Grundlage für die Etablierung einer Kooperationsbeziehung darstellt, wird dieser Zugang als ein wesentlicher Faktor für die Weiterentwicklung der Eltern-Kind-Beziehung deutlich. Mehreren Interviews deuten darauf hin, dass die sozialpädagogische Elternarbeit in der SWG auch als eine Art Erziehungspartnerschaft⁶⁵ erlebt wurde, d. h. ein Teil der Verantwortung wurde auf Grund der Fremdunterbringung auf die SWG übertragen, ohne dass damit die grundsätzliche Erziehungsverantwortung der Eltern in Frage gestellt wurde. Das wurde nicht nur in Fällen mit dem Ziel Rückführung so erlebt, sondern auch, wenn es um längerfristige Fremdunterbringung ging. Interviewte Eltern beschreiben verschiedene Kanäle und Settings, in denen sie in ihrer Verantwortung wahrgenommen und gestärkt wurden.

Neben den vierteljährlichen Entwicklungsgesprächen zwischen allen Beteiligten, fand vor allem ein regelmäßiger Austausch zwischen BezugsbetreuerInnen und Eltern statt, der sehr geschätzt wurde: „I hab den Herrn Meinhart [Bezugsbetreuer] eigentlich immer sehr geschätzt, i bin mit ihm super ausgekommen, da war eine total offene Beziehung, wir haben übere Lorenz, was den Lorenz. betrifft, i hab alles geredet. Was gut war, was nicht gut war. Was drinnen war hat er mir erzählt, was daheim war hab i erzählt und das hat super hingehaut.“⁶⁶ Frau Tanzer betont die wertschätzende Beziehung zwischen ihr und dem Bezugsbetreuer, die sich durch beiderseitige Offenheit sowohl in Bezug auf Gelingendes und Fortschritte als auch auf Probleme

⁶¹ F5w

⁶² F5LG

⁶³ F5KM

⁶⁴ Ebd.

⁶⁵ Textor, 2004, S. 1

⁶⁶ F4KM

und Schwierigkeiten auszeichnete. Das setzte Vertrauen zum Bezugsbetreuer voraus. Für Frau Tanzer konnte dieses auch dadurch entstehen, da sie auch die Beziehung zwischen dem Bezugsbetreuer und ihrem Kind als sehr positiv erlebte und der Bezugsbetreuer sie unterstützte.

Zu den persönlichen kamen noch telefonische Kontakte. Vor allem Anrufe der SozialpädagogInnen in schwierigen Situationen, wo sie die Eltern als ExpertInnen für ihre Kinder um Unterstützung baten, wurden in Interviews besonders hervorgehoben. Das Beispiel von Frau Kraus soll dies veranschaulichen: „Wann jetzt irgendwer Dienst gehabt hat und die Clara hat sich jetzt aufgeführt, haben die mich angerufen, mei bitte Frau Kraus, reden sie mit der Clara. Hab i natürlich gemacht, und dann hat des so passt, dass nachher i einen Rückruf kriegt hab, ma was haben sie mit der Kleinen gemacht, so brav, und sag i, ja geredet mit ihr und sie horcht nur auf mich, i kann nichts machen, i bin die Mama. Ja, so soll es ja auch bleiben und super, und die haben sich dann so gefreut, weil i sie dann wieder beruhigen hab können.“⁶⁷ InterviewpartnerInnen erlebten sich damit in ihren Kompetenzen und Lösungsstrategien wahrgenommen und respektiert.

Als weiterer positiver Aspekt sozialpädagogischer Elternarbeit wurde die Stärkung und Erweiterung der Erziehungskompetenz erlebt. InterviewpartnerInnen erinnern sich an diskursive Auseinandersetzungen, in denen sie herausgefordert waren und von denen sie profitiert hatten: „In der WG war das dann schon, dass i auch gefordert worden bin als Mutter. Dass schon gesagt worden is: Was haben Sie gemacht? Wie stellen Sie sich das vor? Wie is er in der Situation? Können Sie das machen? Können wir das probieren. Also das war super, das hat mir schon taugt, ja.“⁶⁸ Aber auch die Nützlichkeit von konkreten Vorschlägen im Sinne von Coaching – „I hab mir schon einige Tipps geholt.“⁶⁹ – wird angeführt. Diese hätten ihr Erziehungsverhalten nachhaltig beeinflusst, so Frau Plattner: „Wenn i früher mit ihm geschrien hab, dass i jetzt versuch ruhiger zu sein, Konsequenzen zu setzen. Was mir zwar nicht immer gelingt, aber teilweise dann schon.“⁷⁰

Diese prozesshafte Vorstellung von Erziehung, die notwendigen laufenden Bemühungen und Auseinandersetzung im Alltag, reflektieren InterviewpartnerInnen wie beispielsweise Herr Neumann ebenso wie das Lernen aus ihren Fehlern und das Verabschieden von einer Vorstellung des perfekten Eltern-Seins: „I hab auch [...] viel gelernt, mach heute noch oft sehr viel Fehler muss i sagen, Gott sei Dank keine schlimmen mehr, aber i mach welche, damit i lernen kann. I pass mehr auf, i denk mehr nach, i geh mehr auf sie ein, i horch mir mehr an, [...] dass sie [...] sieht, hoppala, i kann zum Papa kommen, es passt ja doch.“⁷¹

Die Kompetenzen der ElternTeile zu erweitern konnte auch bedeuten, ihnen Wissen um Unterstützungssysteme zu vermitteln. Jugendwohlfahrtsauflagen, Interviews sowie Eindrücke während der Interviews geben deutliche Hinweise darauf, dass ein nicht unerheblicher Teil der Familien in prekären, finanziellen Verhältnissen lebt. Für die Bewältigung von teilweise existenziellen Problemen war die Vermittlung von Wissen durch SozialpädagogInnen über potentielle Unterstützungssysteme außerhalb der SWG und deren Nutzung eine weiterer hilfreicher Zugang, wie sich Herr Neumann erinnert: „Die können dir helfen und Ratschläge geben und Tipps geben, wo du was

⁶⁷ F12KM

⁶⁸ F4

⁶⁹ F1

⁷⁰ F1KM

⁷¹ F5KV

erreichen kannst. Und des war schon eine Hilfe, [...] wo i nicht gewusst hab, hoppala, so etwas gibt es auch.“⁷²

5.3 Was haben die InterviewpartnerInnen in der familientherapeutische Begleitung als unterstützend erlebt

Das Evaluationsforschungsprojekt wurde in relativ kurzem Abstand zum Umsetzungsbeginn des 2005er-Konzeptes durchgeführt, in dem eine verpflichtende Familientherapie verankert wurde. In der Zielgruppe des Forschungsprojektes sind Familien, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten des Konzeptentwicklungsprozesses auch familientherapeutisch begleitet wurden: Es wurden Interviews mit zwei Familien geführt, wo Überlegungen zur konzeptionellen Verankerung der Familientherapie noch im Anfangsstadium waren. Diesen Familien wurde eine Familientherapie bei externen TherapeutInnen nachdrücklich nahegelegt. Am Beginn der Umsetzung des 2005er-Konzeptes mit TherapeutInnen, die in der SWG verpflichtende Familientherapie anboten, bewährte sich die Kooperation mit einigen TherapeutInnen in diesem speziellen Setting nicht und wurde nicht fortgesetzt. Mit anderen TherapeutInnen entstand seit 2005 ein konstruktives Kooperationsverhältnis. Die Interviews bilden ein Stück diese unterschiedlichen Anfangsstadien des familientherapeutischen Arbeitens in der SWG und die dementsprechenden umfangreichen, beschränkten oder kaum vorhandenen Erfahrungen ab. Zudem ist anzunehmen, dass das Einlassen auf ein Erzählen über die therapeutische Begleitung grundsätzlich vor eine höhere Hürde stellt und das Veranschaulichen von therapeutischen Prozessen sehr herausfordernd ist.

Von den 10 FamilienTeilen, die für ein Interview zur Verfügung standen, setzte eine alleinerziehende Mutter ihre verpflichtende Therapie außerhalb der SWG fort. Diese Therapie war im Interview nur Randthema. Zwei Familien, mit denen noch nach dem alten Konzept gearbeitet wurde und Überlegungen zum familientherapeutischen Angebot noch im Anfangsstadium waren, wurde eine Beratung bei externen TherapeutInnen nahegelegt aber letztlich nicht angenommen resp. abgebrochen. Jene Mutter, die diese Beratung abgebrochen hatte, äußerte sich auch im Interview ausführlicher dazu. Bei der anderen Familie stand der Sohn – aber nicht die Eltern – für ein Interview zur Verfügung. Bei zwei Familien gab es keine durchgängige therapeutische Begleitung, weil sich die Ziele und damit einhergehend die Auflage „Therapie“ immer wieder änderten (Rückführung oder längerfristige Fremdunterbringung, Rückführung zur Mutter oder zum Vater) oder weil der/die TherapeutIn ausstieg. Drei weitere Mütter nahmen die Termine der TherapeutInnen regelmäßig über die gesamte Betreuungsdauer ihrer Kinder wahr. Mit Zweien wurde ein Interview geführt. Bei der Dritten äußerte sich die Tochter dazu – und dazu, dass ihr Vater die Zusammenarbeit ablehnte. In einer weiteren Familie war es ebenfalls die Tochter, die ihre Erfahrungen mit der SWG und in Bezug auf den Abbruch der therapeutischen Begleitung durch ihre Mutter zur Verfügung stellte. Eine weitere Familie, die über weiteste Strecken gemeinsam die familientherapeutische Begleitung in Anspruch nahm, stellte sich auch gemeinsam dem Interview.

⁷² F5KV

5.3.1 Entwickeln einer Vertrauensbasis – „I hab noch kein Vertrauen zu euch. I muss einmal schau, wie es überhaupt geht.“

Wie aus der Aktenanalyse deutlich hervorgeht, hat ein Großteil der Familien aus der Zielgruppe bereits vor der SWG unterschiedliche HelferInnenerfahrungen gemacht, die nicht nur unterstützend, sondern auch belastend waren. Bei einem Überhang an Belastungserfahrungen ist durchaus plausibel, dass das Vertrauen in neue HelferInnensysteme endend wollend ist. Vor diesem Hintergrund und in Anbetracht einer verpflichtenden Familientherapie, stellt die Etablierung eines Arbeitsbündnisses zwischen TherapeutIn und Familie eine besondere Herausforderung dar.

Welche Voraussetzungen die Entwicklung eines Vertrauensverhältnisses als Basis eines therapeutischen Arbeitsbündnisses auch in einem Zwangskontext begünstigen, veranschaulicht das Beispiel von Frau Kraus. Die Fremdunterbringung ihres Kindes wurde ohne ihre Beteiligung entschieden, gleichzeitig wurde sie zur Familientherapie verpflichtet. Sie erinnert sich an den ersten Termin mit der Therapeutin: „Wie das erste Gespräch war, bin i hin und sag, tut mir leid, aber i hab noch kein Vertrauen zu euch. [...] I muss einmal schau, wie das überhaupt geht, das geht bei mir nicht, [...] dass i jetzt von einer Minute auf die andere da mit Ihnen red, als wie wenn wir uns schon ewig kennen täten, das geht nicht.“⁷³ Das Misstrauen von Frau Kraus gründete auf ihre Erfahrungen bei der Einleitung der SWG-Maßnahme und der offenen Frage, ob ihr Kind überhaupt rückgeführt werden sollte. Es resultierte zudem auch auf den vorangegangenen, für sie sehr belastenden und nicht nachvollziehbaren Erfahrungen mit der öffentlichen und freien Jugendwohlfahrt. Die Therapeutin war für sie wie die anderen SWG-MitarbeiterInnen Teil dieses Jugendwohlfahrtssystems. Aus ihrer Perspektive gab es somit wenig Grund, diesem zwangsbesetzten Hilfsangebot, mit noch nicht definiertem Ziel zu vertrauen. Ihr Vertrauen musste sich die Therapeutin erst erarbeiten: „Und sie hat gesagt, ja, is ok, das versteht sie, und da is nicht weiß Gott was geredet worden und so im Laufe der Zeit bin i halt einmal warm worden, wo ich gehofft habe, sie helfen uns.“ Der Faktor Zeit sowie das langsame und behutsame gegenseitige Herantasten, wodurch die Hoffnung auf Unterstützung bei der persönlichen Zielerreichung entstehen konnte, waren wichtige Aspekte für die Entwicklung einer Vertrauensbasis. Ein wesentlicher Faktor sowohl bei Frau Kraus als auch bei anderen InterviewpartnerInnen war auch die Verschwiegenheit der TherapeutInnen, resp. klar definierte Inhalte, die an zugeordnete Personen/FunktionsträgerInnen weitergeleitet werden durften. Frau Kraus testete ihre Therapeutin diesbezüglich: „Naja, i bin ja auch nicht blöd, i hab sie a bissl gefangen mir und hab ihr etwas gesagt, um zu schau, ob sie es weitererzählt oder ob sie zur BH geht. Dann hab i ein bissl abgewartet und es war ebn nicht der Fall und da hab i dann gewusst, der Frau kannst vertrauen.“⁷⁴

In einem anderen Beispiel scheint diese Frage einfach beantwortet zu sein: „Ja es war eigentlich witzig, weil eigentlich wollt i von Anfang an dort gar nichts erzählen, aber es war trotzdem ein Grundvertrauen da, weil i, ja i mein es ihr Beruf. [...] Aber i hab dort schon das Gefühl gehabt, dass i reden kann.“ Dieses Grundvertrauen könnte man darauf zurückführen, dass quasi die Chemie zwischen den beiden gestimmt hatte und die Mutter Vertrauen in die professionellen Kompetenzen der Therapeutin hatte. Gleichzeitig dürfte es auch damit zu tun gehabt haben, dass Frau Tanzer von Anfang an von der SWG ein Grundvertrauen in ihre Kompetenzen als Mutter erfahren hatte: „[...]], dass es ihm so schlecht geht, bei mir, [...] das haben alle glaubt. Bis zum

⁷³ F12KM

⁷⁴ Ebd.

Schülerwohnen dann, dort hab i mit der Frau Ebersold [Therapeutin] Gespräche geführt und die hat mir da sehr viel weiter geholfen.“⁷⁵

5.3.2 Verständnisvolle und professionelle Bezugsperson – „Sie hat mir das Gefühl geben, dass sie mich versteht und dass i mit ihr reden kann, über das was mich beschäftigt.“

In mehreren Fällen nahmen Mütter primär alleine die therapeutische Begleitung in Anspruch und TherapeutInnen wurden als sehr wichtige professionelle Bezugspersonen erlebt. In diesen Fällen fanden die Interviewten im privaten Umfeld keine adäquate Unterstützung oder wollten sie nicht einfordern. Soziale Netzwerke werden auf Grund von Familienkonflikten und häufigen Wohnortwechseln als kaum vorhanden beschrieben, Partner „will man da nicht belasten“⁷⁶. Diese Mütter beschreiben, wie gut es ihnen getan hat, dass jemand für sie da war, wo sie im Mittelpunkt waren, wo ihre Perspektive wichtig war, wo ihnen zugehört wurde und wo sie das Gefühl hatten, dass sie verstanden wurden – das alles aber vor dem Hintergrund, dass ihre Kinder wieder zu ihnen zurückkommen sollten: „Sie hat mir das Gefühl geben, dass sie mich versteht und dass i mit ihr reden kann, über das was mich beschäftigt. Und sie hat mir zugehört, [...] i hab immer gewusst, das is auch ihre Arbeit und das is ein Termin und es is kein persönliches, freundschaftliches Verhältnis, wo man einen Kaffee trinken geht. Aber die Inhalte von den Gesprächen warn für mich sehr hilfreich.“⁷⁷ Frau Tanzer beschreibt ein wertschätzendes und empathisches, professionelles Beziehungsangebot der Therapeutin, auf Basis dessen sehr konstruktiv gearbeitet werden konnte. Im Vergleich zur Beziehung zum Bezugsbetreuer ihres Kindes, betont sie die Qualität, dass auch sie „ihre“ primären Ansprechpartnerin hatte: „I glaub, dass i mit der Frau Ebersold den näheren Kontakt gehabt hab, i persönlich jetzt. Weil der Herr Meinhart, [Bezugsbetreuer] das war auch super, aber das war Lorenz und das andere war wirklich i. Ich mein, es is immer um den Lorenz gegangen, aber das warn meine Probleme sag i einmal. [...] Ja, das hat sehr gut getan.“⁷⁸

5.3.3 Biographische Belastungen bewältigbar machen – „Es war das Aufarbeiten von der ganzen Geschichte.“

In Bezug auf die konkreten Unterstützungsleistungen betonen InterviewpartnerInnen, wie hilfreich TherapeutInnen bei der Bearbeitung biographischer Belastungen waren. Sie beschreiben, wie sie die Fremdunterbringung des Kindes, die dahinter liegende Geschichte inklusive der Erfahrungen mit HelferInnensystemen sowie die damit verbundenen Herausforderungen thematisieren und bewältigbar machen konnten. Frau Tanzer beschreibt eindrücklich, wie sie mithilfe dieser Unterstützung durch die Therapeutin nicht nur die Situation für sich aushaltbar machen, sondern dadurch auch den Blick wieder in die Zukunft richten konnte: „Es war allein das Aufarbeiten von der ganzen Geschichte und [...] dass man wieder Ziele formulieren kann und nach vorne schauen kann, weil [...] jetzt eine Depression hab i keine gehabt, aber weiß nicht, es war schon schwierig. Da lebst von einem Tag auf den andern und irgendwie hoffst jeden Tag, du kannst ihn daheim ghaltn, sie hat mich da ein bissl realistisch das sehn lassen, naja und hat mir das sehr erleichtert da die Zeit.“⁷⁹

⁷⁵ F4KM

⁷⁶ Ebd.

⁷⁷ F4KM

⁷⁸ F4KM

⁷⁹ Ebd.

5.3.4 Zugang zu Gefühlen ermöglichen und an der eigenen Beziehungsfähigkeit arbeiten – „I bin deine Mama, i mag di.“

Als besonders unterstützend – vor allem in Bezug auf die Weiterentwicklung der Eltern-Kind-Beziehung – wurde auch die Arbeit an der eigenen Beziehungsfähigkeit erlebt. So erklärt Frau Kraus im Interview mit Verweis auf ihre eigenen Erfahrungen in der Kindheit: „Naja, i bin ein Mensch, i kann das nicht zeigen, wenn i jemanden mag.“⁸⁰ Sie wollte mithilfe der therapeutischen Begleitung erreichen, „dass i der Clara mehr zeigen könnt, i bin deine Mama, i mag di. [...] Das hab i nie können, nein.“⁸¹ In diesem Zusammenhang war ihr wichtig, dass sie den „Felsen“, den sie in sich trug, „Stück für Stückerl hergeben“⁸² hat können. Für Frau Kraus waren in diesem Zusammenhang auch die Rückmeldungen der Therapeutin zu ihren Bemühungen sehr wichtig. „Sie hat auch nach ein paar Gesprächen, [...] gesagt, i kann mich so gut ausdrücken. Sag i ,ja, i versuch so gut wie möglich das zu beschreiben, wie i mich fühl’, [...] also i versuch so gut wie möglich, ne.“⁸³

5.3.5 Ermutigungsprozesse und Selbstwirksamkeitserfahrungen – „I weiß heute, dass i stark bin.“

InterviewpartnerInnen, die ausführlich von ihren Erfahrungen mit TherapeutInnen berichten, schildern die Belastungen und Herausforderungen, die mit der SWG-Maßnahme verbunden waren. Die TherapeutInnen konnten dabei wesentliche Unterstützung liefern, diesen Berg an ausformulierten und vermuteten Anforderungen der JUWO – wie er durchaus auch von den InterviewpartnerInnen empfunden wurde – in realisierbare Etappen aufzuteilen, durchzuspielen und dabei die eigenen Ziele und Perspektiven zu entdecken. Frau Tanzer schildert, wie konkret und alltagsnah an den Voraussetzungen für eine Rückführung gearbeitet wurde. „Es is darum gegangen, wenn der Lorenz heim kommt, wie ist es dann. Das war halt des Hauptgesprächsthema von wegen Lebensgefährte, Wohnung, finanzielle Seite, Schule und alles was halt dazu gehört und es is halt über alles gesprochen worden. Und ja, dass man wirklich sich konkret Gedanken macht, wie tust überhaupt weiter. [...] Und wie schaut das nachher aus, wenn er da wohnt, in die Schul geht.“⁸⁴

Die eigenen Ziele zu entdecken und zu verfolgen konnte auch bedeuten, mit den Vorgaben der Jugendwohlfahrt zu kollidieren. Therapeutische Begleitung konnte bedeuten, Unterstützung und Stärkung zu erfahren, um diese Zielkonflikte anzusprechen und aufzulösen. „Weil das Thema eben war, dass i einen neuen Lebensgefährten hab und dass mir das quasi indirekt auferlegt worden is, dass i halt keinen haben darf. [...] Und da hat sie [Therapeutin] mir auch geholfen, dass i das mit der Fürsorge auch ansprechen kann, weil i mich nicht getraut hab, das überhaupt zum sagen, [...] und beim nächsten Gespräch dann ist es schon gengan. [...] I war dann auch froh, dass i es gesagt hab.“⁸⁵ In Folge nahm der Lebensgefährte auch an den Entwicklungsgesprächen teil. Frau Tanzer erinnert sich an verschiedenen Stellen des Interviews daran, wie sie mit Hilfe der therapeutischen Begleitung für sich andere Strategien im Umgang mit Herausforderungen finden, ausprobieren und erleben konnte. Sie beschreibt, wie sich ihre Perspektiven erweiterten, sie über Situationen begann auch anders zu denken und somit zusätzliche Handlungsmöglichkeiten zu

⁸⁰ F12KM

⁸¹ Ebd.

⁸² Ebd.

⁸³ F12KM

⁸⁴ F4KM

⁸⁵ F4KM

entdecken. Wesentlich für sie war die Erfahrung, Ziele finden, formulieren und verfolgen zu können. Sie beschreibt auch, wie diese Veränderungen auch heute noch in ihrer Lebensgestaltung wirksam sind und sie gestärkt aus einer für sie so schwierigen Situation herausgegangen ist. Sie führt dies auf ihre eigenen Kompetenzen und Ressourcen zurück und würdigt die Herangehensweise der SWG. Gleichzeitig betont sie, dass es trotz aller Bemühungen um ein Verstehen von Seiten der ProfessionistInnen, bei einer Annäherung an ihre Lebensrealität, an ihren „native point of view“ bleibt: „Es ist einfach die Situation so, dass ich heute weiß, dass ich stark bin, dass ich um Sachen kämpfen kann, die mir wichtig sind, was mir vorher vielleicht nicht so bewusst war, dass ich mir denke, dass das nur jemand versteht, der selber in so einer Situation ist, und dass man erst ganz unten sein muss, bevor man das zum Schätzen lernt, immer wieder aufstehen kann. Und ja, das ist mein Resümee über die ganze Situation.“⁸⁶

In einem Interview äußerte sich ein Ehepaar zu ihren Erfahrungen mit familientherapeutischer Begleitung. Auch sie beschrieben eine wertschätzende Beziehungsebene. Im Vergleich zu den Erfahrungen der Frauen im Einzelsetting, betonten die beiden weniger deren Rolle als primäre, professionelle Bezugsperson im Rahmen der SWG-Maßnahme. Sie schätzten vielmehr deren Rolle als Außenstehende, die die Familie durchschaute. Die Therapeutin, konfrontierte sie mit ihren Wahrnehmungen zur Rollenaufteilung in der Familie:

„Ich bin zu nachgiebig, er ist zu streng.“⁸⁷ Damit verbunden war dann die Aufforderung „mehr Richtlinien gehören her“⁸⁸, die trotz aller Schwierigkeiten – so Herr Rofner – erarbeitet wurden. Seine Frau resümiert: „Also ich muss echt sagen, dieses Aufarbeiten und warum und wieso, und voll super.“⁸⁹ Herr Rofner beschreibt die noch heute merkbaren Veränderungen: „Das habe ich also mitgenommen, dass ich einfach ein bisschen zurück fahren soll, hat die Müller gesagt, und dafür sie ein bisschen strenger wird.“⁹⁰ Dieses Ausbalancieren wurde und wird immer wieder diskutiert und hergestellt – so auch in der Interviewsituation.

5.4 Was haben die InterviewpartnerInnen im Rahmen der Fremdunterbringung als unterstützend erlebt

Gefragt, was ein Jugendlicher braucht, um sich in einer Wohngemeinschaft wohl zu fühlen und von der Zeit dort zu profitieren, resümiert Paul: „Erstens einmal ganz wichtig, Freunde. Ohne die kannst in der WG sowieso gar nichts. [...] Musst dich nicht mit allen verstehen, aber du sollst schon dort gewisse Freunde haben. [...] Dein eigenes Zimmer, deine Privatsphäre ganz wichtig, ahm, einen Betreuer. Es muss nicht dein Bezugsbetreuer sein, ist komplett wurscht, mit dem was du dich voll super verstehst, mit dem du über alles reden kannst, und die Köchin, mit der musst dich auch gut verstehen. [...] Ober auch eine weibliche Person von den Betreuern, du brauchst immer zwei, [...] eine männliche und weibliche Person.“⁹¹ Paul beschreibt im Interview eine sehr gelungene und nachhaltig wirkende Betreuung. Er gibt sehr differenziert Auskunft darüber, was ihm dabei geholfen hat, wo er aber auch kritische Aspekte sieht. In der Frage nach den wichtigen Ressourcen, die eine WG zur Verfügung stellen sollte, fasst er zentrale Punkte zusammen, die sich auch in den

⁸⁶ F4KM

⁸⁷ F2KM

⁸⁸ F2KM

⁸⁹ F2KM

⁹⁰ F2SV

⁹¹ F10m

anderen Interviews zeigen. Pauls zentrale Punkte, sowie weitere aus den anderen Interviews, finden sich im Folgenden:

5.4.1 Beziehung zu SozialpädagogInnen als Ressource – „Dass wer für mich da ist.“

Jugendliche beschreiben SozialpädagogInnen als wichtige Ressource während der Fremdunterbringung. Sie wurden bei der Bewältigung der Fremdunterbringung und den damit verbundenen Erfahrungen und Belastungen erlebt. Sie stellten Ressourcen für die Entwicklungsaufgaben der Jugendlichen zur Verfügung. Unter welchen Voraussetzungen konnten SozialpädagogInnen zu einer derartigen Ressource werden? Oder: Was brauchten Jugendliche, damit sie sich auf Betreuungsbeziehungen einlassen konnten und SozialpädagogInnen nicht nur als RollenträgerInnen, sondern auch als Personen sichtbar wurden? Diese Frage erhält zusätzliche Gewichtung angesichts der zahlreichen vorangegangenen Wechsel von privaten und professionellen Bezugspersonen und den damit einhergehenden Beziehungsabbrüchen beim Großteil der interviewten Jugendlichen.

Kontinuierliches Angebot als verstehende Bezugsperson

Danach gefragt, wo sie SozialpädagogInnen besonders unterstützend erlebt haben, verweisen InterviewpartnerInnen darauf, wie wichtig es für sie war, dass jemand für sie da war und ihnen zuhörte – vor allem auch, wenn es ihnen schlecht ging. Für Miriam waren das beispielsweise Momente, als der Kontakt mit ihrer Familie nicht so klappte, wie sie es sich wünschte: „Ja, die haben einfach mit dir geredet, wenn es dir schlecht gegangen ist. [...] Ja es war weil sie gesehen haben, dass i nicht heim dürfen hab am Wochenende, i hab great und so, weil i unbedingt heim wollt. Da war die Elke schon da, also die hat mich gestreichelt und so, die mich umarmt auch, das war super. Und die Judith halt auch.“⁹² Miriam beschreibt Trost und Zuwendung, die sich nicht nur durch Gespräche, sondern auch durch Gesten, wie beispielsweise eine Umarmung, zeigten.

Jugendliche beschreiben, wie SozialpädagogInnen auf unterschiedlichen Kanälen Empathie und Verständnis vermittelten. So erzählt Miriam auch vom Sozialpädagogen David, mit dem sie „auch viel reden können“ hat: „Der hat auch gewusst, wie man sich fühlt und so, wenn es einem schlecht geht.“⁹³

Eine Wahrnehmung dafür, wenn es Jugendlichen schlecht geht, dem nachzugehen, dieses anzusprechen und sich immer wieder als Bezugsperson anzubieten, wird als wesentlicher Unterstützungsmoment thematisiert. Das Zugehen können auf Jugendliche auch in Situationen, wenn diese verzweifelt und eigentlich von außen nicht ansprechbar sind, stellt – so die Erziehungswissenschaftlerin Annegret Wigger – ein zentrales Element im Aufbau qualitativer Betreuungsbeziehungen dar, das eine professionelle Nähe-Distanz-Regulation voraussetzt.⁹⁴ Zuzuhören um zu verstehen und Unterstützung anzubieten, wurde besonders positiv hervorgehoben, wobei die positive Bewertung dieser Herangehensweise sich manchmal – wie das Zitat von Paul verdeutlichen soll – erst entwickeln musste. „Der Hans [Bezugsbetreuer] is da draufkommen, [...] der hat halt gewusst, was für den Menschn gut is. Der hat gesagt, [...] i möcht mit dir reden warum das so is und was können wir da machen. Am Anfang hab i mir gedacht, ge scheiße, was will der Trottel jetzt mit mir da reden. Und dann sind wir raus gefahren und mir hat es voll taugt.“⁹⁵

⁹² F3w

⁹³ F3w

⁹⁴ Vgl. Wigger, 2009, S. 154

⁹⁵ F10m

Dieser „indirekte“ Zugang über gemeinsame Aktivitäten erweist sich vielfach gerade zu Beginn einer Fremdunterbringung, wenn Jugendliche für direkte und intensive Kommunikation mit fremden BetreuerInnen noch nicht bereit sind, als besonders geeignet, um Vertrauen herzustellen.⁹⁶

BezugsbetreuerInnen und BeziehungsbetreuerInnen: emotionale Nähe, Verlässlichkeit und Unterstützung

Die Netzwerkkarten der Jugendlichen verdeutlichen, dass BezugsbetreuerInnen zu diesen wichtigen Bezugspersonen während der Zeit in der SWG werden konnten, aber nicht mussten. Gleichzeitig beschreiben Jugendliche, dass sie dieses kontinuierliche Anbieten als verstehende Bezugsperson auch von anderen SozialpädagogInnen im Team erfahren und auch annehmen konnten.

In günstigen Fällen beschreiben Jugendliche BezugsbetreuerInnen nicht nur in ihrer Funktion, sondern auch mit dieser Beziehungsqualität. Günstig ist diese vertrauensvolle Beziehungsebene unter anderem deshalb, weil sie auch deren zentrale Rolle in der Betreuungsplanung und -umsetzung erlebten. Für Lorenz beispielsweise war es wichtig, für sich einen Bezugsbetreuer zu haben, als dessen „Aufpasserkind“ er sich bezeichnete und mit dem er „gut ausgekommen“⁹⁷ ist. Er hebt explizit die Bedeutung des Bezugsbetreuers als Unterstützung bei Entwicklungsgesprächen hervor. Auch andere Beispiele weisen auf die Bedeutung von BezugsbetreuerInnen – aber auch deren Vertretung – als Unterstützung der Position von Jugendlichen im Kooperationsmodell hin. Für einen anderen Jugendlichen wurde einer seiner Bezugsbetreuer zu seinem Vorbild. Nur Lea zeichnete in der Netzwerkkarte ihre Bezugsbetreuerin als ihr am nächsten stehende Person während der SWG-Zeit ein – bei allen anderen sind ElternTeile deutlich oder tendenziell näher. Sie war auch die einzige unter den Jugendlichen, die die Bezugsbetreuerin als „Mama-Ersatz“ bezeichnete, was u. a. mit einer fürsorglichen (im wahrsten Sinne des Wortes) Beziehungsqualität zusammenhängen dürfte: „I hab immer mit ihr reden können und so, sie is voll lieb. [...] Sie hat mir auch voll geholfen und so, beim Lernen.“⁹⁸

Jugendliche beschreiben SozialpädagogInnen, mit denen sie eine besondere Beziehungsqualität verband, als „lieb“ und „cool“ – ersteres galt vorzugsweise für Sozialpädagoginnen, zweiteres für Sozialpädagogen. Zudem zeichnete sie aus, dass sie Spaß verstanden und gleichzeitig klar Grenzen aufzeigten, wie Clara es verdeutlicht: „Die Gerlinde [Bezugsbetreuerin] war ziemlich nett, weil mit ihr kann man Spaß haben und wenn es ihr dann reicht, dann sagt sie es halt auch. [...] Und sie is halt nicht so streng, also ein bisschen streng halt schon, aber nicht zu streng.“⁹⁹ In Konfliktsituationen verteilten diese SozialpädagogInnen nicht nur „Konsequenzen“, sondern es gab auch Konfliktgespräche. Dadurch wurde für Jugendliche die Verlässlichkeit dieser Beziehung deutlich, da sich der Konflikt nicht auf die Beziehung auswirkte. So hebt Miriam hervor: „Und auch wenn i mit dem David zum Beispiel einen Stress gehabt hab, [...] er hat mich dann nicht ignoriert, er hat gesagt, ‚willst reden‘.“¹⁰⁰ Infolge bemühten sich auch Jugendliche verstärkter um diese Beziehung und die Klärung von Konflikten. So erinnert sich Clara, sie habe „immer geschaut, dass sich das halt irgendwie klärt, weil ja, ich halt keinen Streit haben wollte mit ihr. Ich konnte auch nicht böse sein auf sie, ich weiß nicht warum, aber ich konnte es halt nicht. Und das wusste sie halt auch, ja.“¹⁰¹

⁹⁶ Vgl. Klawe, 2010, S. 48

⁹⁷ F4m

⁹⁸ F8w

⁹⁹ F12w

¹⁰⁰ F3w

¹⁰¹ F12w

Vorteile von arrangierten Beziehungsangeboten im gemischtgeschlechtlichen Team

Als eine Voraussetzung dafür, dass sich Jugendliche in der SWG wohl fühlten, definierte Paul „einen Betreuer, [...] mit dem du dich voll super verstehst, mit dem du über alles reden kannst, [...] aber auch eine weibliche Person von die Betreuer, [...] beide Seiten brauchst, [...] weil da fährt am besten. Und am besten gleich mehr.“ Mit der Empfehlung, „am besten gleich mehr“ SozialpädagogInnen zu haben, mit denen die Beziehungsqualität stimmt, weist Paul noch einmal auf die Bedeutung von zumindest einer verlässlichen, empathischen und fördernden Betreuungsbeziehung hin. Er verdeutlicht aber auch, dass es günstig aber nicht selbstverständlich ist, zu mehr als einem/einer SozialpädagogIn eine gelingende Betreuungsbeziehung zu haben. Das deutet auf den Vorteil eines Teams hin, weil damit unterschiedliche MitarbeiterInnen unterschiedliches abdecken können. Damit werden auch Aspekte professioneller Beziehungen im Vergleich zu privaten Beziehungen deutlich. Diese Beziehungen sind durch Turnusdienste, Wechsel von MitarbeiterInnen oder Beendigungen von Maßnahmen zeitlich begrenzt angelegt und werden vor dem Hintergrund eines bestimmten Zieles/Zweckes eingegangen. Die interviewten und z. T. vielfältig betreuungs-/beziehungserfahrenen Jugendlichen reflektierten das klar.

Bei den Jugendliche, die von mehr als einer/einem SozialpädagogIn erzählten, die „für sie/ihn da waren“, profitierten InterviewpartnerInnen auch von der gemischtgeschlechtlichen Zusammensetzung des Teams. Paul, der sich als Bursch zwar nur einen Mann als Bezugsbetreuer vorstellen kann, erzählte über die besondere Bedeutung einer Sozialpädagogin: „Und dann hab i noch gehabt die Lisbeth, [...] mit der hab i über alles reden können und auch Themen, über die du mit einem männlichen Betreuer nicht reden kannst, weil er sich nicht auskennt, sprich, mit die Mädchen oder [...] zum Beispiel über Frauenkörper und weiß i was, was man da noch alles geredet haben. Und da kann dir halt schon a weibliche Betreuerin viel besser helfen, weil sie is ja eine Frau, als wie ein männlicher.“¹⁰² In anderen Fällen beschreiben Jugendliche wie ElternTeile, dass Jugendliche – unabhängig vom Geschlecht – tendenziell entweder mit männlichen oder weiblichen BetreuerInnen ‚besser könnten‘, was für sie auch ein Argument für ein gemischtgeschlechtliches Team ist.

Individuelle Betreuungszeit

In Interviews rekonstruieren Jugendliche auch, dass individuelle Herangehensweisen und individuelle Betreuungszeiten im Rahmen des Gruppensettings Schlüsselerlebnisse produzieren können. In einem Fall wurde ein erlebnispädagogisches Wochenende von einem Jugendlichen und einem Betreuer zu einem markanten Meilenstein im Betreuungsprozess dieses Jugendlichen. Für ihn bedeutete dieses Setting, einmal aus allem raus zu kommen, ein höheres Ausmaß an individueller Betreuungszeit, Aufmerksamkeit und Auseinandersetzung mit einem Sozialpädagogen zu haben, zu dem eine vertrauensvolle Beziehung bestand. Paul empfiehlt die Möglichkeiten individueller Betreuungszeit: „Aber nur ein Betreuer und ein Jugendlicher und die allein und irgendwo hin fahren. Aber nicht irgendein Betreuer mit dem du dich nicht verstehst, weil dann ist es auch wieder fürn Arsch.“¹⁰³ Aus den Interviews gibt es deutliche Hinweise darauf, dass individuelle Betreuungszeiten auch im „normalen“ WG-Alltag ein relevanter Faktor sind, wobei InterviewpartnerInnen auf Einschränkungen auf Grund der Notwendigkeiten des WG-Alltags und der vorhandenen Ressourcen verweisen.

¹⁰² F10m

¹⁰³ F10m

5.4.2 MitbewohnerInnen als wichtige Ressource – „Ohne die kannst in der WG sowieso gar nix.“

„Naja i war halt richtig nervös und wenn man dann rein kommt, alle sitzen so beim Tisch und schauen dich blöd an und irgendwie hab i Schiss gehabt und nichts getraut sagen irgendwie und von dem her haben dann die Leut mit dir zum reden angefangen. I hab mich eigentlich von Anfang an verstanden.“¹⁰⁴ In Marions Schilderungen über ihren Einzugstag wird deutlich, wie wichtig MitbewohnerInnen bei einem so einschneidenden und auch belastenden Ereignis sind. Jugendliche beschreiben deren Bedeutung bei der Eingewöhnung in der SWG. WG-MitbewohnerInnen waren AnsprechpartnerInnen und führten neben den SozialpädagogInnen in das Leben in der SWG ein. Neben den offiziellen WG-Regeln vermittelten sie auch die informellen Regeln „gegen die Regeln“.¹⁰⁵ Ältere WG-MitbewohnerInnen wurden als besondere AnsprechpartnerInnen genannt, die sich ein Stück um jüngere und um „Neulinge“ kümmerten. So wurde von „Maria, die Obermami“¹⁰⁶ erzählt, die sich um alle Neuen kümmerte oder Julian, mit dem „man reden können [hat], auch wenn er 19 is“¹⁰⁷. Jugendliche beschreiben aber auch, wie ihre KollegInnen ihnen halfen, sich außerhalb der SWG in der neuen Umgebung zurecht zu finden, sei es in der Schule, sei es im Freizeitbereich oder sei es – vor allem für Jugendliche aus den Bezirken – bei der Orientierung in Graz und im Umgang mit den Öffentlichen Verkehrsmitteln.

Für einige InterviewpartnerInnen konnten aus einzelnen MitbewohnerInnen auch FreundInnen werden. Sie unterstützten sich gegenseitig und waren füreinander da. Entwickelten sich Freundschaften, so waren sie sich gegenseitig vertrauensvolle AnsprechpartnerInnen in der gleichen Altersgruppe und mit Anknüpfungspunkten in ihren Erfahrungen. Theresa beschreibt, dass „wenn irgend Probleme daheim waren, was i eben nicht mit den Betreuern besprochen hab, hab is halt mit die Jugendlichen besprochen. Mit beiden, egal männlich oder weiblich.“¹⁰⁸ Marion beschreibt eine Freundschaft zu einer Mitbewohnerin mit folgenden Qualitäten: „Es war einfach, dass man mit ihr reden hat können. Egal, ob du jetzt ernst mit ihr reden hast wollen oder nur spaßhalber, keine Ahnung. Wenn du sie gefragt hast, ob sie dich da und da unterstützt, hat sie es gemacht und umgekehrt halt auch, [...] die hat fast alles mitgemacht, außer der Blödsinn war zu groß.“¹⁰⁹

Abgesehen von Einzelfreundschaften betont Paul, wie wichtig der Zusammenhalt der Jugendlichen als Gruppe ist und das die Jugendlichen als dort auf Zeit Lebende, zu den wichtigsten Beziehungskonstanten zählen. Er benennt sie mit ihren Erfahrungen als wichtige Ressource im Entwicklungsprozess und auch als Verbündete bei Auseinandersetzungen zwischen Jugendlichen und SozialpädagogInnen: „Zusammenhalten is das wichtigste dort. Du hast nur die eigentlich und ein paar Betreuer halt, aber sonst bist du auf dich allein gestellt, und wenn du immer allein bist und jeder nur für sich selber, da kommt nichts Gescheites raus. Wenn du untereinander bist, kannst reden, [...] diskutieren, schauen wie er das gemacht hat, hat er auch einmal so etwas gemacht, was hat er dann gemacht wie er des angestellt hat.“¹¹⁰

¹⁰⁴ F5w

¹⁰⁵ F5w

¹⁰⁶ F2KM

¹⁰⁷ F4m

¹⁰⁸ F1w

¹⁰⁹ F5w

¹¹⁰ F10m

Das Leben in einer WG mit anderen Jugendlichen, begleitet durch SozialpädagogInnen im Rahmen von Regeln und Beteiligungsmöglichkeiten, wird von interviewten Jugendlichen auch als große Herausforderung beschrieben. Vor allem bei Jugendlichen mit bislang wenig Sozialkontakten zu Gleichaltrigen deuten die Ausführungen darauf hin, dass das Leben in der SWG quasi ein alltägliches „Sozialitäts-Training“ war. Bei Jugendlichen, die sich als sehr schüchtern vor der SWG erlebten, wird von Eltern wie Jugendlichen ein anderer, mehr offener, sicherer und selbstbewusster Umgang mit anderen Jugendlichen und Erwachsenen wahrgenommen. Marion habe es „schon geholfen, dass mehrere Leit dort waren eigentlich, von dem her i bin nicht mehr so schüchtern, teilweise noch ein bissl ja.“¹¹¹ Auch für ihren Vater ist sie durch die Zeit in der SWG „aufgeschlossener worden, Kontakt gesucht und auch gemacht, fort, Bummel gemacht wieder, also sie is mehr aufgeweckt wieder gewesen, also es hat schon was bracht muss i sagen. Weil das hätt i daheim nicht geschafft, weil da hast sie nicht raus gebracht.“¹¹²

Auch eine Veränderung von bislang zurückhaltenden Jugendlichen dahingehend, auch in Konfliktsituationen ihre Meinung zu vertreten, wurde von Eltern bemerkt und positiv konnotiert: „Sie hat früher nie irgendwas zurück gsagt, alles rein gefressn und i hab gsagt, sag einmal was du dir denkst. Und das hat sie von dort aber kriegt, glaub i. Und heut sagt sie auch zu einem Erwachsenen, ‚i mein hats di oder was‘. Das wäre früher nie raus kommen bei ihr und deswegn gehts ihr auch besser wahrscheinlich, ne. Weil man einfach einmal amol was zurücksagt.“¹¹³ Diese Veränderungen und z. T. die Wortwahl waren durchaus auch gewöhnungsbedürftig, so Herr Rofner. Die Bedeutung, die MitbewohnerInnen haben können, wird auch daran deutlich, dass einige der Jugendlichen noch heute Kontakt zu einem oder mehreren SWG-KollegInnen haben. Das geht von gelegentlichen Kontakten, über „Jahresgruppentreffen“, gemeinsamer Freizeitgestaltung bis zu Freundschaften mit gegenseitiger konkreter Unterstützung.

5.4.3 TherapeutInnen als wichtige Ressource – „Das ist wirklich ein super Therapeut.“

Unter den Fachkräften, von denen sich Jugendliche verstanden und unterstützt fühlten und mit denen es auch exklusive Zeit gab, waren auch TherapeutInnen von Jugendlichen: „Das is wirklich ein super Therapeut. Und ja, der hat mir dann geholfen, mit dem hab i reden können, den hab i wirklich alles erzählt, dem hab i auch wirklich vertraut, der war einfach ein super Mensch und so. [...] Ja der hat mir einfach zugehört, wenn i mit ihm geredet hab. [...] den hab i einfach gern.“¹¹⁴ Für Miriam war eine wesentliche Voraussetzung für ihr Vertrauen in den Therapeuten, dass er ihr zugehört hatte und dass das, was sie ihm erzählte, bei ihm blieb. Zudem zeichnete ihn aus, dass er alternative Lösungsstrategien anbot, die das Mädchen auf Basis der Vertrauensbeziehung annahm, ausprobierte, integrierte und als wesentliche Unterstützung erlebte. So führt es Miriam auf die Arbeit mit ihm zurück, dass sie nun einen anderen Umgang mit Aggressionen hat: „Er war mir wirklich ganz wichtig. Durch den glaub i, hab i das auch gelernt, nicht mehr aggressiv zu sein.“¹¹⁵

¹¹¹ F5w

¹¹² F5KV

¹¹³ F2SV

¹¹⁴ F3w

¹¹⁵ F3w

5.4.4 Struktur und Regeln als Unterstützung und Orientierung – „I denk einmal, die Regeln haben geholfen.“

Eine Frage in den Interviews lautete, wie Jugendliche den Alltag in der SWG beschreiben würden. Es fällt auf, wie ähnlich sich die Antworten sind – die Jugendlichen zählen die Tagesstrukturierung auf: „Aufstehen, frühstücken, Schul gehen, heim kommen, essen gehen, Lernstunde, dann hast einmal kurz Pause, zwei Stunden, dann hast wieder eine Lernstunde, dann hast Abendessen, dann hast Abenddienst, dann hast [...] ein wenig zum raus gehen und dann is wieder duschen, zahnputzen, waschen und eh die ganzen Sachen und dann hast dich nieder legen müssen und um zehn war Licht aus.“ Jugendliche wie beispielsweise Marion beschreiben auch, wie sehr diese Strukturierung für sie eine Umstellung im Vergleich zu ihrem Leben zu Hause war: „Du bist daheim, du kannst machen was du willst, kannst essen gehen wenn du willst, [...] da is alles geregelt.“¹¹⁶

Zu diesem hohen Grad an Strukturierung gibt es nur von wenigen Jugendlichen positive Rückmeldungen. Für Jugendliche mit Fremdunterbringungserfahrung ist die WG-Strukturierung mit ihren Regeln grundsätzlich vertraut, sie vergleichen nur den Grad der Strukturierung und die Einhaltung derselben. Jugendliche haben strengere und weniger strenge Fremdunterbringungseinrichtungen erlebt. Strengere, strukturiertere Einrichtungen erklären sich Jugendliche durch das Alter oder die Anzahl der BewohnerInnen.

Die gemeinsamen Lernstunden wurden von einem Jugendlichen explizit sehr geschätzt: „Ich hab es gut gefunden, dass sie Lernstunden gemacht haben. Und da waren immer ein bis zwei Betreuer daneben und die haben mir eben geholfen. Das hat mir so eigentlich gefallen“¹¹⁷, so Lorenz. Eine gewisse Flexibilität in Bezug auf die Lernstunden im Sinne des Verschiebens (wenn auch nicht des Reduzierens) wurde ebenfalls positiv konnotiert.

Jugendliche beschreiben sich heute strukturierter als in der Zeit vor der SWG, Marion führt dies explizit auf die Strukturiertheit und die Regeln in der SWG zurück. „So wie jetzt bin i grad voll beim Bewerbung schreiben. [...] Und da setz i mich auch selber hin. [...] Und auch wenn i oft faul bin, dann gib i mir selber einen Tritt und, und mach es dann trotzdem, weil i weiß, es muss gemacht werden. Weil früher hab i das immer so gemacht, ja morgen, morgen, morgen und dann hab i es oft ein, zwei Monate rausgeschoben, alles Mögliche. [...] I denk einmal, die Regeln haben geholfen, weil i dadurch auch mehr gemerkt hab, [...] dass es Regeln in der Welt gibt, [...] an die muss man sich halten und so.“¹¹⁸

5.4.5 Entwicklungsfördernde Prozesse - „I hab viel selber an mir gearbeitet.“

In den Interviews wird deutlich, wie Jugendliche in der SWG zentrale Impulse für ihre Entwicklung erfahren haben, darin begleitet und unterstützt wurden und heutige Kompetenzen und Möglichkeiten darauf zurückführen. Zentrale Entwicklungsprozesse werden im Folgenden kurz skizziert, Entwicklungsprozesse hinsichtlich ihrer Beziehungen zu ElternTeilen wurden bereits erläutert.

¹¹⁶ F5w

¹¹⁷ F4m

¹¹⁸ F5w

Veränderte Konfliktlösungsstrategien

Struktur und Regeln gaben nicht nur Halt und Orientierung, sondern waren auch Aufhänger für viele Konflikte. Die Jugendlichen reflektierten in den Interviews ihren Anteil an den Konflikten, ihre Provokationen, ihre Regel- und auch Grenzüberschreitungen. Wie Fachkräfte aber in diesen Konfliktsituationen und angesichts aggressiver Verhaltensweisen reagierten – welche Konfliktlösungsstrategien sie anboten und praktizierten – war für Jugendliche dahingehend wesentlich, ob auch sie diese Auseinandersetzungen als nützlich erlebten und Veränderungsprozesse gefördert wurden.

Jugendliche beschreiben jene Konfliktlösungsstrategien als besonders positiv und hilfreich, wo SozialpädagogInnen direkt mit ihnen in die Auseinandersetzung über die Situation gingen und Konfliktgespräche führten. Jugendliche beschreiben, dass es ihnen wichtig war, ihre Positionen zu vertreten, gehört und verstanden zu werden, um auch die Argumente und Konsequenzen von SozialpädagogInnen hören und verstehen zu können. Diese deeskalierenden Konfliktlösungsstrategien sind ein Kennzeichen gelungener und tragfähiger Betreuungsbeziehungen, da sich Jugendliche auch wahrgenommen und wertgeschätzt fühlen, wenn sie ihre ‚problematischen Verhaltensweisen‘ zeigen, weil sie Probleme hatten – was vielfach ja auch ein Grund für die Fremdunterbringung war. Jugendliche deuten den Verlauf von Konflikten vor allem unter dem Gesichtspunkt, ob Konflikte sein durften, wie belastbar die Beziehung tatsächlich und wie ernst es mit der Akzeptanz gemeint ist¹¹⁹: „Meistens bin i auch selber kommen, du können wir reden. Der David [Sozialpädagoge] hat gesagt, in fünf Minuten hat er Zeit [...] setz die rein ins Büro, haben wir halt drinnen geredet. Und dann haben wir uns einfach wieder verstanden, [...] er hat mir schon Konsequenzen auch gegeben. Die hab i auch gemacht, weil i weiß, i hab jetzt an Blödsinn baut und so. [...] Aber sonst nicht, wenn keiner mit mir geredet hat.“¹²⁰ Wie Miriam beschreibt auch Paul im Gegensatz zur bloßen Bestrafung die Wichtigkeit von diesen Auseinandersetzungen und sieht darin eine wesentliche Ressource zur Weiterentwicklung seiner Strategien, die auf bisherigen Erfahrungen beruhten: „Daheim hab i eine Watschen kriegt wenn i irgend so was gemacht hab, [...] aber die Watschen hilft halt nicht viel, [...] merken tust es, wenn er dich schlägt, aber für was du die Watschen kriegt hast, das merkst dir nicht.“¹²¹ Paul betont aber auch, dass Gespräche in Kombination mit Konsequenzen für Jugendliche auch mühsam sind und es Zeit und Geduld braucht, bis Veränderungen möglich werden: „Nein, das haben sie eh voll gut drauf muss i sagen, aber nur wenn du in der Lage bist, is das voll scheiße, [...] die haben schon auf dich eingeredet, da is immer diskutiert worden, und warum, und wieso, und was soll aus dir werden, und wenn du so weiter tust, dann passiert das und das, und [...] die ersten Male hab i schon gedacht, is ein Blödsinn. Aber du kommst mit der Zeit drauf, dass sie Recht haben. Nur das gibst ungern zu vor der ganzen Truppen, dass einmal ein Betreuer Recht hat, nur sie haben Recht, [...] aber da kommt eh ein jeder selber drauf.“¹²²

Jugendliche, die explizit an ihrem aggressiven Verhalten arbeiten mussten, haben spezielle Settings oder Interventionen zusätzlich zum sozialpädagogischen WG-Alltag als sehr hilfreich erlebt. So beschreibt eine Jugendliche die Zusammenarbeit mit ihrem „super Therapeuten“ als besonders unterstützend. Ein anderer Jugendlicher führt es auf seinen Kampfsport zurück, wo er vieles „im Kopf und mit mein Körper“¹²³ gelernt hätte, wodurch er keine Aggressionen mehr hätte. Die SozialpädagogInnen hatten sich

¹¹⁹ Vgl. auch Klawe, 2010, S. 49

¹²⁰ F3w

¹²¹ F10m

¹²² F10m

¹²³ F10m

trotz Bedenken – „das können wir ihn nicht angehen lassen, dann trischt er alle“¹²⁴ – auf seinen Vorschlag eingelassen: „Und bei mir hat das gefruchtet, das haben sie gut gemacht, muss i sagen, dass sie mich das ausprobieren lassen haben. Und dann hab i überhaupt keine Probleme mehr gehabt und i hab mich seitdem nie wieder geschlägert.“¹²⁵ Die Notwendigkeit individueller Herangehensweisen unterstreicht Paul aber dadurch, dass andere Jugendliche durch Kampfsport nur noch ‚treffsicherer‘ in Konflikte gegangen waren.

Eigene Perspektiven entwickeln

Besonders gelungene Betreuungsverläufe zeichnen sich dadurch aus, dass Jugendliche die Fremdunterbringungserfahrung in der SWG nicht nur als Bruch in ihrer Biographie wahrnehmen, sondern aus einer gewissen Distanz diese Erfahrung sinnvoll in ihre Lebensgeschichte integrieren können. Jugendliche artikulieren in Interviews klar, wie sie die Zeit in der SWG für Veränderungsprozesse genutzt haben. Sie beschreiben, wie aus Positionen des Widerstandes heraus, in denen sie für sich keine Ziele artikulieren konnten, durch Auseinandersetzungen mit Fachkräften Reflexionsprozesse begannen. Im Zuge dieser konnten sie ihre Ziele ebenso finden wie Strategien, diese zu erreichen. Paul veranschaulicht dies eindrücklich: „I hab viel selber an mir gearbeitet, [...] probiert Sachen anders zu lösen, [...] dass i zuhör bei Betreuer, wenn sie was sagen, [...] Du denkst jeden Tag und jede Nacht drauf. Du willst ja heim, du willst ja deine Sachen schaffen. Am Anfang zwar nicht so wirklich, aber nachher denkst dir ja jede Nacht, was könnt i machen, was is heut passiert, warum is das passiert, warum hab i das gemacht, hätt i es nicht gemacht, hätt i es machen sollen. [...] Am Anfang geht es dir am Arsch und jetzt, [...] denk i mir, das is eh voll super, die haben das schon drauf, dass sie dich wieder so hinrichten. [...] Und es hat auch glaub i so laufen müssen, weil sonst hätt sich eh nichts geändert. Wenn i noch einmal starten tät von Null, tät i wieder gleich handeln. Weil sonst hätt i meine ganzen Freunde und die ganzen Erinnerungen und Sachen nicht, und das is ein großes Kapitel. [...] Es kann kommen was will, mir kann keiner mehr an. .. Weil i bin mental voll auf dem Limit und verbal auch.“¹²⁶

Eigene Perspektiven entwickeln konnte auch bedeuten, sich klarer darüber zu werden, wie man konkret sein unmittelbares Alltagsleben gestalten will. Marion beschreibt beispielsweise, wie sie ihre Freizeit seit ihrer Zeit in der SWG aktiver gestaltet: „I nicht faul vor dem Fernseher rum lieg, mir der Fernseher eigentlich voll am Arsch geht [...] und i eigentlich jetzt die meiste Zeit unterwegs bin, irgendwas unternehmen und mit meiner Mutter unterwegs bin oder [...] bei meinem Vater.“ Auch ihr Vater beschreibt dies als einen Erfolg der Betreuung durch die SWG: „Sie hat dann auch mehr wieder angefangen zum Lesen, die Eigenschaften was sie immer verloren gehabt hat, [...] zeitweise wieder ihr Kind(sein) hat rauslassen ein bissl, [...] sie hat in der WG wieder gelernt, den Kontakt mit andere aufzubauen, mit anderen fort zu gehen, also nimmer Mauerblümchen sein, [...] also es war von der Seite sicher ein Erfolg dabei.“¹²⁷

Auch Veränderungen im Wahrnehmen und Vertreten eigener Interessen und Bedürfnisse wurden deutlich. Marion hatte bereits vor der SWG häufige Wechsel von primären Bezugspersonen hinnehmen müssen und sich in Folge als jemanden beschrieben, der erst die Bedeutung von professionellen Bezugspersonen zulassen kann, wenn die Beziehung beendet ist. Nach der SWG hatte sie sich nun aber

¹²⁴ Ebd.

¹²⁵ F10m

¹²⁶ F10w

¹²⁷ F5KV

vehement dafür eingesetzt, dass ihre Erziehungshelferin trotz Wohnort- und Zuständigkeitswechsel bleibt: „I will kein Hin und Her, dass i jetzt mich wieder auf eine andere Person einstellen muss, jedem Fremden wieder alles erzählen muss von allem möglichen.“¹²⁸

Unterstützung zur Ver-Selbstständigung

Jugendliche beschreiben, wie sie in der SWG Ressourcen zur Erweiterung ihrer Perspektiven und Kompetenzen in schulischer/beruflicher Hinsicht vorfanden und sie beispielsweise auf Grund der Interventionen der SozialpädagogInnen wieder – relativ – regelmäßig die Schule besuchten. „I hab einen Schulabschluss. Und des hab i sicher der WG zu verdanken“¹²⁹, so Lea. Bei gelungenen Betreuungsverläufen wie bei Marion beschreiben Jugendliche, wie diese Außenstrukturierung zum Schulbesuch als Selbststrukturierung internalisiert wurde: „Früher, da bin i einfach liegen geblieben, hat es mich nicht geschert. Und so denk i [...] jetzt muss i aufstehen und, und es wird die Zeit schon vergehen und jetzt sitz i drinnen in der Schul und dann schau i immer auf die Uhr und dann zwing i mich dazu, dass i zuhör und dass i was mach, weil dann vergeht die Zeit schneller. Und dann, dann druck i das runter und dann denk i, boah jetzt hab i das hinter mir und jetzt hab i meine Ruh.“¹³⁰ Jugendliche erlebten

Unterstützung bei der Auswahl geeigneter Schulen, bei der Suche von Praktikumsplätzen oder bei Überlegungen zur beruflichen Zukunft.

In einem Fall beschreibt Paul, wie auch LehrerInnen, die an ihn geglaubt und ihn unterstützt hatten, maßgeblichen Anteil an seinem Schulerfolg und seinem jetzigen ‚Stand‘ in der Berufsausbildung hatten: „Die haben an dich glaubt. [...] Die Frau Hüttl, ein wild guter Mensch, die hat zum Schluss sogar great, wie sie mich gesehen hat mit dem Anzug, [...] die hat viel von mir gehalten [...]. Und die hat auch gesehen in die ganzen Jahre, wie i mich verbessert hab. Am Anfang war i ein Frechdachs und ein bisserl ein krimineller und zum Schluss normal. Ja, das hat ihr voll taugt. [...] Das war echt ein bewegender Moment. Das hab sogar i gespürt, wie sie great hat.“¹³¹

Jugendliche führen aber auch die Erweiterung von Kompetenzen in alltagspraktischen Belangen und Veränderungen in der alltäglichen Lebensgestaltung auf die Zeit in der SWG zurück. Für einige Jugendliche, die bislang in ländlicher Umgebung aufgewachsen waren, waren beispielsweise Anforderungen des städtischen Lebens zu Beginn eine Herausforderung – und manchmal auch eine Überforderung, wie sich Theresa erinnert: „Selbstständigkeit, dass i halt allein fahren hab müssen in Graz, zur Schul und eben wieder heim. Und i hab aber noch nie vorher einen Bus oder eine Bim geahn, so was hab i vorher noch nicht kennt. Sie haben mir einmal den Schulweg gezeigt und dann hab i selbstständig halt, i hab zwar immer gesagt, ja i hab Angst, i trau mich nicht, aber sie haben gesagt, ja, is halt so. Ja, dann hab i es eh immer geschafft.“¹³² Andere beschreiben es auch als positiv, dass sie an Wochenenden in der WG ein wenig kochen lernen konnten. Ordnung halten in den eigenen vier Wänden wird ebenfalls von Jugendlichen als ‚Nachwirkung‘ der Zeit in der SWG erlebt, was während der Fremdunterbringung nicht nur positiv erlebt wurde, so Marion: „Von dem her waren sie erpresserisch. Mein Zimmer muss aufgeräumt sein und alles Mögliche musst du machen, Schul muss alles fertig sein, sonst darfst nicht heimfahren am Wochenende. Und i wollt natürlich so schnell wie möglich weg und schnell, schnell alles gemacht. Es hat schon geholfen. Weil i [...] hab dann geschaut, dass i es immer sauber hab, jedenfalls halbwegs. [...] Ja, dann is das irgendwie drinnen.“¹³³

¹²⁸ F5w

¹²⁹ F8w

¹³⁰ F5w

¹³¹ F10m

¹³² F1w

¹³³ F5w

5.4.6 Lebensqualität in der Einrichtung – „Das hat mir eigentlich sehr gefallen.“

Wohnqualität: Eigenes Zimmer als individuell gestaltbarer Rückzugsraum und „coole“ Gemeinschaftsräume

Jugendliche wie Elternteile betonen die Wichtigkeit einer angenehmen und adäquaten räumlichen und infrastrukturellen Ausstattung der SWG, um sich in einer WG – auch wenn man dort nicht daheim ist – wohlfühlen. Helle, freundliche Räumlichkeiten werden besonders positiv hervorgehoben, ebenso wie die Tatsache, dass jede/r sein/ihr „eigenes Reich“¹³⁴ hat. Die Bedeutung des eigenen Zimmers wird an unterschiedlichen Stellen deutlich. Zum einen betonen Jugendliche (wie auch ElternTeile) die Wichtigkeit eines Rückzugsraumes, der bei aller ‚öffentlicher Erziehung‘ und angesichts auch belastender Phasen, ein Stück Privatsphäre und Ruhe ermöglicht. „Du fühlst dich schon wohler in einem eigenen Zimmer, wo du wirklich sagen kannst, das is mein Zimmer, he Jungs, wenn i sag raus, raus und nicht wenn du da jetzt deine Ruh haben willst, dass wieder der andere rein kommt, der telefoniert, du bist grad in einer Krise, das ist alles ein wenig [...]“¹³⁵ Zum anderen bietet ein eigener Raum mit dementsprechenden Gestaltungsmöglichkeiten auch ein Stück an Individualität im institutionellen Kontext, so Paul: „Da kannst dir wirklich dein Zimmer so gestalten, wie es dir gefällt und wie du dich wohl fühlst. Und wenn du zu zweit bist, das is immer ein wenig so eine Krisensitzung, sag i einmal so, weil der andere will das nicht, du willst das und irgendwie fühlst dich dann auch nicht so wohl im Doppelzimmer.“¹³⁶

Neben den Einzelzimmern werden auch die neue moderne Küche, der Garten und vor allem der Keller als einladende Gemeinschaftsräume genannt. Lorenz widmete dem „coolen“ Keller in der WG sogar einen „wichtigen Lebensbereich“ im Rahmen seiner Netzwerkkarte. Für ihn war es ein Ort, wo spezielle MitarbeiterInnen beim Tischtennis spielen Zeit mit ihm verbrachten und er Erfolgserlebnisse verbuchte – „da war ich teilweise sehr gut.“¹³⁷ Gleichzeitig bot er auch Raum für Bewegungsspiele mit den MitbewohnerInnen: „Wir hatten eine eigene kleine Turnhalle, das war super! Da haben wir viel, fast jeden Abend, Fußball gespielt, Fangen gespielt, alles Mögliche.“¹³⁸

Frau Tanzer beschreibt auch explizit die Ambivalenzen, die sie u. a. angesichts der räumlichen Gegebenheiten beim Einzug in die SWG empfand: „Sein eigenes Zimmer, da [Zuhause] hat er kein eigenes Zimmer gehabt. Es war halt schon toll. [...] Mir is so vorkommen halt, [es sind] die ganzen Vorzüge gezeigt worden, die er dort halt hat, ne. Ein riesen schönes Wohnzimmer und bekocht werden und eine große Wiese is auch hinten draußen und ebn das eigene Zimmer und unten die Halle.“¹³⁹ Angesichts dieser „Vorzüge“ hätte sie sich in einem „Zwiespalt“¹⁴⁰ befunden, so Frau Tanzer: „Auf der einen Seite denk i mir, wenn du schon da bleiben musst, dann nutz das aus, was du machen kannst, aber irgendwo überwiegt dann doch das, ma hoffentlich kommt er trotzdem bald heim.“¹⁴¹ Wie auch andere ElternTeile hat sie ihrem Kind angesichts der schwierigen Zeit vor der Aufnahme gewünscht, dass es ihm in der SWG gefällt. Im

¹³⁴ F9KM

¹³⁵ F10m

¹³⁶ F10m

¹³⁷ F4m

¹³⁸ F4m

¹³⁹ F4KM

¹⁴⁰ F4KM

¹⁴¹ F4KM

selben Atemzug betonte aber auch sie, dass das Kind ihr Ziel – die Rückführung – teilte.

Gemeinsame Freizeitaktivitäten

Besonders positive Erinnerungen verknüpfen Jugendliche sehr häufig mit Freizeitaktivitäten. Diese eröffneten ihnen Einzel- und Gruppenerlebnisse und Erfahrungen, die ihnen zum Teil in den Herkunftssystemen aus unterschiedlichen Gründen (wenig Ressourcen, Interessen, wenig soziale Kontakte) nicht möglich waren. „Besonders positiv hab i gefunden, dass da Urlaub gefahren sind und klettern, des hat im Lorenz irrsinnig taugt und klettern hab i super gefunden, weil das is was, was i mit ihm nie machen hätt können. Ja, so von den Aktivitäten her war i total begeistert.“¹⁴² In den Erzählungen wirken diese besonderen Freizeitaktivitäten auch wie ein Stück „raus aus dem WG-Alltag“ mit seinen Anforderungen.

Im „normalen“ WG-Ablauf werden gemeinsame Unternehmungen von Burschen und Mädchen mit oder ohne SozialpädagogInnen wie Fußball spielen oder Rad fahren genannt. Klettern, ein Angebot eines Praktikanten, wird in mehreren Interviews als ein Highlight genannt: „Das hat die meisten taugt. Also da is jeder sicher einmal mitgewesen. Und da haben sie sich auch alle drum gestritten, weil er ja nicht immer mitnehmen hat können so viel Leut.“¹⁴³

Die Ausflüge und WG-Urlaube wurden von sehr vielen InterviewpartnerInnen als besonders positive Erlebnisse beschrieben, ausführlich geschildert und die Fotos davon haben einen hohen Wert – ohne die Konflikte, die es auch dort gab, zu verschweigen: „Also es gab zwar auch Streitereien, aber war eigentlich eh lustig. [...] Weil wir da halt alle zusammen warn, ja. [...] Man konnte halt viel mehr Spaß haben, aber das war halt dann viel anstrengender für die [SozialpädagogInnen], weil sie halt immer bei uns gewesen sind, ja“¹⁴⁴, so Clara. Dieses Mehr an Zeit von SozialpädagogInnen wurde geschätzt.

5.5 Was haben die InterviewpartnerInnen im Zusammenspiel von SozialarbeiterInnen, SozialpädagogInnen, TherapeutInnen und AdressatInnen als belastend erlebt

5.5.1 SWG als ausschließliche oder primäre Entscheidung des Jugendamtes – „I bin ja nicht einmal gefragt worden.“

InterviewpartnerInnen erlebten die Einleitung der SWG-Maßnahme als besonders belastend, wenn sie in die Entscheidung nicht eingebunden waren oder das Gefühl hatten, überrumpelt worden zu sein. Es waren vier Mütter, die die SWG-Maßnahme nicht als ihre Entscheidung erlebten. Sie beschreiben die Einleitung der Maßnahme als eine Fortsetzung von – aus ihrer Perspektive – unnötigen Zwangmaßnahmen, die – wie beim Großteil der vorangegangenen Maßnahmen – das Jugendamt (zum Teil unter Einbezugnahme der vorangegangenen HelferInnensysteme) entschieden hätte. So resümiert Frau Tanzer: „Es war wirklich schlimm, weil i eigentlich dort damit gerechnet hab, dass er wieder heim darf. [...] Der Herr Schuster hat halt gesagt, nein es passt ihm noch nicht ganz und irgendwie hätt er den Lorenz [Sohn] gern noch irgendwo anders. Und i hab dann schon gefragt, warum i ihn nicht mit heim nehmen darf und überhaupt. I hab das überhaupt nie verstanden, warum er überhaupt weg

¹⁴² F4KM

¹⁴³ F5w

¹⁴⁴ F12w

Zentrale Aspekte in der Kritik von InterviewpartnerInnen in Bezug auf das Zusammenspiel aller Beteiligten

kommen is. Und von daher hab i es überhaupt nicht nachvollziehen können, dass sie ihn überall hinstecken, außer heim.“¹⁴⁵

Unmittelbar vor der Aufnahme hatten die Kinder nicht bei den Müttern gelebt, drei waren in Fremdbetreuung, eines lebte beim Vater. Drei der vier Mütter waren zudem bereits seit geraumer Zeit nicht die Obsorgeträgerinnen. Die SWG-Maßnahme war laut SOS-Datenbank nur in einem Fall eine Unterbringung mit Gerichtsbeschluss. Elternteile, die sich etwas überrumpelt fühlten, hatten eine Problemwahrnehmung, waren für Unterstützung grundsätzlich offen und erlebten die Fremdunterbringung als Vorschlag. Bei der Entscheidung zur Fremdunterbringung fühlten sie sich aber unter Druck gesetzt. „I hab mir eine andere Hilfe erwartet“, so Herr Neumann. „I hätt mir erwartet, dass wir das mit Gespräche ausarbeiten, dass wir das so hinkriegen und eventuell nicht nur die Marion miteingebunden is. [...] Aber gleich mit einer WG überfallen werden und solche Sachen. Sie hat das gleich ausgedruckt, i hab das müssen gleich unterschreiben, weil das is gleich eingeleitet worden.“¹⁴⁶

Bei allen drei Jugendlichen, die absolut nicht in die SWG wollten, wollten auch die Eltern diese Maßnahme absolut nicht oder eher nicht. Die Jugendlichen hatten vorher schon mehrfach Wechsel von primären Bezugspersonen und/oder Fremdunterbringung erlebt. Sie empfanden die Einleitung der SWG als einen weiteren, unerwünschten und nicht nachvollziehbaren Wechsel. Sie hätten diesbezüglich aber keine Mitsprachemöglichkeit gehabt. Alle drei hätten sich andere, aber je unterschiedliche Entscheidungen der Erwachsenen gewünscht. Darunter fällt der Wunsch nach Rückführung, der sich mit dem der Mutter, aber nicht der Fachkräfte deckte. Aber auch bei Wahrnehmung von sehr belasteten Familiensituationen war die Fremdunterbringung in der SWG für manche keine Option. Eine Jugendliche, die vor allem zwischen ihren Elternteilen immer wieder „hin und her geschoben worden“ war und zuletzt in einer sehr konfliktreichen Patchworksituation lebte, erinnert sich an die Aussage der Sozialarbeiterin: „I komm [...] in die WG [...] weil sie hat zu mir nur gesagt, es passt einfach nirgends.“¹⁴⁷ Sie wäre lieber zu Hause geblieben, betont „aber dass sie daheim viel“ ändern hätte müssen. Eine bereits fremd untergebrachte Minderjährige wollte nicht in die SWG, aber auch nicht nach Hause, sondern in der bereits vertrauten Fremdunterbringungseinrichtung bleiben. Sie hatte sich dort, nachdem sie vorher diverse Wechsel erlebt hatte, sehr wohl gefühlt: „Dann nach ein oder zwei Jahren [...] hat es eben geheißt, dass wir in die Schüler-WG ziehn, weil sie eine Rückführung machen wollen, also da war i mir nicht so sicher, da wollt i zuerst dort bleiben, weil es mir dort eigentlich gut gegangen is und i Freunde gehabt hab und dort Schul gegangen bin und da wollt i unbedingt oben bleiben.“¹⁴⁸ Der Grund für den Einrichtungswechsel lag in erster Linie in deren konzeptionell verankerten zeitlichen Befristung.

5.5.2 Mangel an gemeinsamen, verbindlichen und nachvollziehbaren Zielen von allen Beteiligten – „Man kann mit einem roten Kugelschreiber nicht blau schreiben.“

Im Betreuungsprozess lassen sehr emotionale Erzählungen in Interviews einen Mangel an gemeinsamen, verbindlichen Zielen von allen Beteiligten als einen zentralen Belastungsfaktor hervortreten. Wenn es in Entwicklungsgesprächen nicht gelang, unter Berücksichtigung der Aufträge der Jugendwohlfahrt und der unterschiedlichen Interessen der Familienmitglieder, gemeinsame verbindliche Ziele zu entwickeln,

¹⁴⁵ F4KM

¹⁴⁶ F5KV

¹⁴⁷ F5w

¹⁴⁸ F1w

beeinflusste das nicht nur den Betreuungsprozess, sondern auch die Bewertung der Zeit aus der Retrospektive.

Welche Aspekte sich aus der Perspektive von AdressatInnen ungünstig auf die Entwicklung gemeinsamer Ziele auswirkten, soll im Folgenden skizziert werden:

Beharren auf Jugendamtsauflagen ohne Erweiterung von Wahlmöglichkeiten – „Immer ‚sie müssen und sie müssen‘“

Das Beharren von JugendamtssozialarbeiterInnen auf Vorgaben, ohne bei bestimmten Themen zusehends mehr Wahlmöglichkeiten zu eröffnen, wurde als hinderlich für das Entstehen einer veränderungsfördernden Zusammenarbeit auf Basis von gemeinsamen Zielen erlebt. Herr Neumann spricht im Interview klar über den demotivierenden Effekt, wenn sich neben nicht verhandelbaren nicht auch verhandelbare Jugendamtsziele aufzudenken, und seinen Umgang damit: „Immer ‚sie müssen und sie müssen‘, und das mag i schon gar nicht. [...] Dann bin i zu einige Gespräche nicht mehr gegangen.“¹⁴⁹ Aber nicht nur eine Gesprächsverweigerung wurde als Reaktion beschrieben. Marion bezeichnete eine Familienstrategie mit „es is alles nur vorgespielt worden, weil sonst wär i wahrscheinlich heute noch drinnen“.¹⁵⁰ Im Interview relativiert sie das „alles“ und konkretisiert die damit gemeinten Punkte.

Unklare Clearingaufträge – „Das ist mehr geheim geblieben, schätz i jetzt.“

Auch Clearing konnte von der Jugendwohlfahrt als Ausgangsziel benannt werden. Jene InterviewpartnerInnen, in deren Familien die SWG laut Akten mit einem Clearingauftrag installiert worden war, vermitteln im Gespräch ein hohes Ausmaß an Unsicherheit und Unklarheit. Dass der Begriff „Clearing“ nicht auftaucht, mag weniger verwundern. Auffallend ist aber, dass einigen InterviewpartnerInnen der Auftrag, das Ziel und die Perspektiven der Jugendwohlfahrt und – abgeleitet – der SWG, nicht klar gewesen sein dürften. „Von der BH aus hab i nie konkrete Antworten auf meine Fragen kriegt, wie es weitergeht mit der Clara ‚Ja, wissen wir noch nicht.‘ Das is für mich keine Antwort. I wollt eine Sicherheit haben und die Kleine genauso, das haben wir aber nie gehabt“,¹⁵¹ schildert es beispielsweise Frau Kraus. Dieser Eindruck der Unklarheiten und des fehlenden, gemeinsamen Ziele verstärkt sich in den Interviews mit Mutter und Tochter. Laut Schilderung der Mutter hätten sie das gleiche Ziel verfolgt. In den getrennt geführten Interviews schildert die Tochter aber ein komplett konträres Ziel, das sie persönlich mit der Aufnahme in die SWG verbunden hätte.

Neben den unterschiedlichen Primärzielen zwischen ihr und ihrer Tochter wird ein weiterer, markanter Punkt deutlich:

Auch wenn die Zielgruppe nicht sehr groß ist und Einschätzungen mit Vorsicht zu treffen sind, fällt doch auf, dass die beiden Abbrüche¹⁵² in der gesamten Zielgruppe einen Clearingauftrag als Grundauftrag hatten. Der dritte der vier Clearingaufträge endete „abrupt“, man könnte die Formulierungen in den Akten aber auch als Abbruch deuten. Auch in diesem Fall scheint eine gemeinsame Zielentwicklung nicht gelungen zu sein. Abbrüche waren zudem nicht von allen Interviewten gewollt.

¹⁴⁹ F5KV

¹⁵⁰ F5w

¹⁵¹ F12KM

¹⁵² siehe Aktenanalyse

Zielkonflikte auf der Elternebene – „Warum man nicht einmal sagen kann, fürs Kind tu i das und rede mit dem.“

In Interviews wird deutlich, wie herausfordernd die Entwicklung gemeinsamer Ziele zwischen allen Beteiligten werden konnte – nicht nur angesichts verhandelbarer und nicht verhandelbarer Jugendamtsziele oder Unklarheiten im Clearing, sondern auch angesichts komplexer und vielfach sehr konfliktgeladener Familiensysteme.

Elternteile – unabhängig davon, ob sie noch zusammenlebten oder nicht – konnten unterschiedliche Ziele mit der SWG-Maßnahme verfolgen. So beschreiben getrennt lebende Elternteile, wie sie das Kind mit unterschiedlichen Strategien jeweils für sich gewinnen wollten oder in Bezug auf langfristige Fremdunterbringung vs.

Rückführung gänzlich andere Einschätzungen vertraten. Wenn sich Jugendliche in diesen Fällen für einen Elternteil entschieden, erscheint heute noch ein Elternteil als Sieger und der andere schwer enttäuscht als Verlierer. „Petra will zum Papa, das war mein größter Schock, i hab gewusst, das kann nicht gut gehen und das wird nicht gut gehen, ist auch nicht gut gegangen. [...] Für mich war das arg, weil i kämpf da jahrelang, dass aus dem Kind was wird, [...] nur [...] da gebe i auch nicht der WG und gar niemandem die Schuld, vom Gesetz her war es so, dass das Kind selber entscheiden kann, dass es zum Papa will.“¹⁵³ In Patchworkfamilien konnte diese Diskrepanz durch weitere Beteiligte – direkt in den Prozess involviert oder aus dem „back-off“ – noch verstärkt werden.

Es gibt deutliche Hinweise darauf und Aussagen, dass der Mangel an gemeinsamen Zielen innerhalb von Familien mit ungelösten Konflikten in Verbindung steht. Jugendliche kommentieren Elternkonflikte und beschreiben es als besonders belastend, wenn es im Kooperationsmodell nicht gelang, Familienkonflikte zumindest so zu verändern, dass man sich auf gemeinsame Perspektiven im Sinne des Wohlergehens der Kinder verständigen konnte. Aus der Retrospektive schildern Jugendliche sehr große Erwartungen an Elternteile, z. B. den Lebensgefährten zu verlassen. Aus Marions Erzählungen entsteht das Bild, sie hätte schon während der Betreuung nur ganz geringe Erwartungen an ihre Eltern gehabt: „I hab gesagt, ihr müsst es für mich nicht machen, nur bitte telefoniert miteinander, [...] ihr müsst nur fünf Minuten oder zehn Minuten euch miteinander aushalten am Telefon und es wär schon besser. Und aber nicht einmal das haben sie nochand mehr geschafft.“¹⁵⁴ Auch wenn sie meinte, die Eltern müssten es nicht für sie machen, hatte Marion doch diesbezügliche Erartungen, zumal sie sich von ihren Eltern immer wieder im Stich gelassen fühlte: „Wo i von dem her angefressn war und auch nicht verstanden hab, weil i seh es nicht ein, sie sind zwei erwachsene Menschen, sie haben einmal etwas füreinander empfunden, weil sonst wären nicht zwei Kinder entstanden und versteh i nicht wie so was geht. Warum man nicht einmal sagen kann, fürs Kind tu i das und rede mit dem und wenn i den noch so sehr nicht mag. [...] So etwas versteh i einfach nicht, [...] auch heute nicht. [...]“¹⁵⁵

5.5.3 Wenn ElternTeile ihre Kinder „im Stich lassen“

Der Fokus Elternarbeit wird von den Jugendlichen absolut positiv bewertet. Wird die Beteiligung von ElternTeilen aber nicht wahrgenommen, war das für Jugendliche dementsprechend belastend, wie sich beispielsweise Marion in Bezug auf die sozialpädagogische Elternarbeit erinnert: „Da war i eben enttäuscht, weil mein Vater das erste Monat gar nicht kommen ist, nicht erreichbar war und selber auch nie angerufen hat und ja, mich eigentlich sozusagen im Stich lassen hat. [...] Wenn er

¹⁵³ F6KM

¹⁵⁴ F5w

¹⁵⁵ F5w

wieder einmal nicht gekommen ist, da war ich einfach enttäuscht und angegriffen und alles und dann hab ich es einfach drinnen [in der SWG] nimmer ausgehalten, hab raus müssen einfach einmal und bin dann eben einfach gegangen.“¹⁵⁶ In Interviews mit Jugendlichen wird auch deutlich, wie sehr es sie belastet, wenn Eltern nicht (mehr) die familientherapeutische Begleitung wahrnahmen. Für sie war ganz klar deutlich, dass ihre Rückführung nicht nur von ihren eigenen Bemühungen und Entwicklungen abhing, sondern auch an die ihrer Eltern geknüpft war. Eine Nicht-Inanspruchnahme konnte somit existentielle Fragen in Bezug auf ihren Platz und ihre Bedeutung in der Familie ebenso auslösen wie die Frage: „Was passiert dann mit mir?“¹⁵⁷ Aus Klaus Wolfs Metaanalyse von Fallstudien wird deutlich, dass – wenn es nicht gelingt, Eltern zumindest partiell für eine Zusammenarbeit zu gewinnen – dies ungünstige Effekte für Jugendliche hat.¹⁵⁸

5.5.4 Ungewisse Betreuungsdauer – „Dann hat sich das rausgezögert und rausgezögert.“

Für einige InterviewpartnerInnen hatte das Betreuungsende länger auf sich warten lassen, als sie es als vereinbart erlebt hatten. So erzählt Herr Neumann: „Es hat geheißen, maximal sechs Monate, im Höchstenfall ein Jahr. Und dann sind immer Argumente von der Reno [DSA] kommen, was ihr nicht passt haben, und dann hat sich das rausgezögert und rausgezögert, ne. Dann ist ihr [Tochter] schon einmal gesagt worden, da darf sie raus, hat sie sich gefreut, dann ist das wieder verschoben worden.“¹⁵⁹ Das Gefühl, dass das Betreuungsende hinausgezögert wurde und die Maßnahme länger dauerte als prognostiziert, beschreiben mehrere InterviewpartnerInnen. Für sie war es z. T. nicht nachvollziehbar oder sogar willkürlich, auf jeden Fall aber sehr belastend und nicht erwünscht. Paul war beim Einzug in die SWG bereits vorgewarnt worden: „Da hat mein Zimmerkolleg gleich gemeint, ja, zu mir haben sie gesagt, ich kann in einem Jahr heimgehen oder zwei Jahre, [...] und jetzt bin ich schon vier Jahre dort und es wird immer mehr.“¹⁶⁰ Paul beschreibt seine damalige Befürchtung „dass ich nie wieder heim komme“¹⁶¹. Er erinnert sich, dass bei ihm zwei Jahre geplant waren, aber dann in den Entwicklungsgesprächen befunden wurde, „na, es ist noch nicht so, musst noch da bleiben.“¹⁶² [...]

5.5.5 Ohnmachts- und Stigmatisierungserfahrungen – „Ich hab immer das Gefühl, mir wird es nicht zugetraut, Mutter zu sein.“

Als besonders belastend beschreiben es interviewte ElternTeile, wenn sie im Rahmen der Zusammenarbeit im Kooperationsmodell das Gefühl hatten, ohnmächtig bzw. ohne Macht zu sein. Das betraf nicht nur ElternTeile, die die SWG-Maßnahme tendenziell als Zwangsmaßnahme erlebt hatten, wie Frau Plattner. Aus ihrer Perspektive versuchte ihr das Jugendamt zu vermitteln, „sie haben die Macht und ich bin nichts.“¹⁶³ ElternTeile, die Unterstützung wollten, erfuhren während der Betreuungsprozesse, dass sie damit Kompetenzen und Macht auch an die SWG abgegeben hatten. Das belastete besonders in schwierigen Phasen des Prozesses wie beispielsweise bei Familie Rofner: „Und mir haben keine Macht mehr darüber

¹⁵⁶ F5w

¹⁵⁷ Ebd.

¹⁵⁸ Wolf, 2007, S. 39

¹⁵⁹ F5KV

¹⁶⁰ F10m

¹⁶¹ Ebd.

¹⁶² F10m

¹⁶³ F1KM

gehabt.“¹⁶⁴ Das Resümee dieser InterviewpartnerInnen lautet deshalb auch, dass gewisse Vorsicht bei der Suche nach Hilfe in schwierigen Situationen angebracht sei, weil beispielsweise mit einer Fremdunterbringung auch ein Teil der Obsorge übertragen wird. InterviewpartnerInnen beschreiben aber nicht nur, dass sie Macht und Einfluss auf ihre Kinder an das Jugendamt oder die SWG abgeben mussten. Die Erweiterung der Beteiligtenrunde durch das Miteinbeziehen vom getrennt lebenden Elternteil, konnte als weitere Reduktion von persönlichen Einflussmöglichkeiten auf die Entwicklung des Kindes empfunden werden. So wäre sich Herr Neumann „vorgekommen dort wie ein Hampelmann, [...] er schaut aus wie wenn er miteingebunden wär, aber in Wirklichkeit sitzt er in der letzten Ecken drin.“¹⁶⁵

Ohnmachtserfahrungen werden aber auch am Betreuungsende deutlich, wenn die Betreuung nicht zum persönlichen Ziel führte. Nachdem das Jugendamt als entscheidende Instanz wahrgenommen wird, empfinden InterviewpartnerInnen manchmal auch die SWG als ohnmächtig und würden ihr mehr Entscheidungskompetenzen wünschen. Nicht nur Frau Kraus stellt die Frage: „Warum können die nicht mehr Mitsprache haben? I versteh das nicht. Wann die BH das so sagt, müssen die so tun, das versteh i nicht. Warum können die nicht mehr Mitspracherecht in die Sachen haben?“¹⁶⁶

Ein Streitpunkt bei Familien mit heftigeren Familienkonflikten, konnte die Zusammensetzung der Beteiligtenrunde im Betreuungsverlauf sein. So beschreibt ein Mädchen, wie sie die Beteiligung des neuen Lebensgefährten der Mutter durchsetzte, weil er sich sehr engagierte.

In diesem Kontext, wo Eltern Teile sich – aus ihrer Perspektive auch ungerechtfertigt – dem wohlfahrtsstaatlichen Kontroll- und Machtsystem ausgeliefert sehen, kann das Gefühl „ich komm aus dieser Maschinerie nicht mehr raus“ auch längerfristiger wirken. Frau Tanzer beispielsweise beschreibt ihr Stigmatisierungsgefühl, dass sie auch geraume Zeit nach der Rückführung noch hat, folgendermaßen: „Wo i mir in meiner Situation als Mutter schon oft gar nichts mehr sagen oder tun traue, wo kein anderer Mensch bei einer andren Familie hinschaut, wo es bei mir dann heißt durch die ganze Geschichte, wo die Fürsorge dann gleich kommt und sagt, das darf i nicht machen.“¹⁶⁷ Auch der Erziehungshelfer, der nach der SWG für ihr Kind installiert wurde und grundsätzlich „eh passt“, ist für sie Teil dieses Kontrollsystems: „I hab immer des Gefühl, mir wird es nicht zugetraut, Mutter zu sein. Man muss sich immer rechtfertigen, man muss immer, weiß i nicht, nur des tun, was einem gesagt wird und irgendwie hab i aber mein eigenes Leben und meine eigenen Vorstellungen und ganz andre Sachen vor, ja.“¹⁶⁸ Was Frau Tanzer diese Situation erleichtert, ist die gute Beziehung zu ihrer neuen Jugendamtssozialarbeiterin: „Ich schätze sie eigentlich sehr. Sie is einfach menschlich und sie kann gewisse Sachen auch nachvollziehen.“¹⁶⁹ Diese wertschätzende und vertrauensvolle Beziehung ist auch der Grund, weshalb Frau Tanzer – trotz ihrer auch negativen Erfahrungen mit der Jugendwohlfahrt – Familien in schwierigen Situationen empfehlen würde, sich an „Frau Schmied“ zu wenden. Bei Familien, die ein hohes Zwangs-, Ohnmachts- und Stigmatisierungserleben haben und wo diese Beziehungsqualität zu JugendamtssozialarbeiterInnen aber nicht gegeben ist, erhöht sich hingegen die Schwelle, in belastenden Situationen Hilfe bei der Jugendwohlfahrt zu suchen oder diese weiterzuempfehlen.

¹⁶⁴ F2SV

¹⁶⁵ F5KV

¹⁶⁶ F12KM

¹⁶⁷ F4KM

¹⁶⁸ F4KM

¹⁶⁹ F4KM

5.5.6 Mangel an Praxiserfahrung, professionellen Strategien und Anknüpfungspunkte an die Lebenswelt der AdressatInnen – „In der Praxis schaut alles anders aus. Sie waren komplett unerfahren.“

ElternTeile, die die Wirksamkeit von lebensweltorientiertem, erfahrungsgestütztem Wissen und Können von unterschiedlichen Fachkräften hervorheben, kritisierten, wenn andere Fachkräfte aus ihrer Perspektive über zuwenig Praxiserfahrung sowie professionelle Strategien verfügten und nur begrenzt an ‚ihrer Lebensrealität‘ anknüpfen konnten. Angesichts teilweise hochkomplexer Problemlagen von Familien, deren Kinder in der SWG fremd untergebracht sind, wären dementsprechende Kompetenzen notwendig. Diese ElternTeile beschreiben Fachkräfte der unterschiedlichen Berufsgruppen in verschiedenen, schwierigen Situationen überfordert und stellen deren „Gebrauchswert“ – also deren Nutzen – im Sinne der zielorientierten Veränderung ihrer belastenden Situation in Frage: „Du musst sie auch verstehen, es ist nicht einfach, wenn du da rein kommst. Ich mein, sicher sind sie Schul gegangen und haben das auch gelernt, aber in der Theorie und in der Praxis schaut alles anders aus. [...] Sie waren komplett unerfahren mit dem ganzen, ne. Ist ja klar, wie sollen sie. Das können sie nie haben, das was der Kagel schon hat, nicht, die Erfahrung.“¹⁷⁰ Nicht nur Frau Rofner, sondern auch Frau Plattner hat durchaus Verständnis für die Situation von relativen Berufsneulingen bei SozialpädagogInnen. Auf Grund des Mangels an Erfahrung mit unterschiedlichen Strategien ist es aber für Frau Plattner fraglich, ob diese Fachkräfte professionelle und entwicklungsfördernde Ressourcen zur Verfügung stellen können: „Es ist einfach viel zu viel geschrien [...] und geschmissen worden die Trümmer. [...] Ich mein, so geht es ja oft bei den Eltern daheim auch zu, oder? Und im Grunde genommen sind ja die Kinder dort, dass von dem Ganzen wegkommen.“¹⁷¹ Frau Plattner betont damit die Notwendigkeit des „Überhangs der professionellen MitarbeiterInnen“ für KlientInnen („kannst du etwas, das nicht jeder kann“), damit sich der Hilfeprozess weiterentwickeln und als wirksam erlebt werden kann.¹⁷² Theresa beschreibt, wie die Provokation von SozialpädagogInnen durch Jugendliche bis zu deren Hilflosigkeit für sie zwar damals quasi ein ‚Erfolgserebnis‘ war. Gleichzeitig beeinflusste es deutlich ihr Zutrauen in diese SozialpädagogInnen. „Jetzt bin ich gescheitert als früher, aber zu der Zeit hab ich es witzig gefunden. [...] Und wenn sie schon rean, dann hab ich keinen Respekt mehr von der Person.“¹⁷³

Das theoretische Wissen aus Büchern ist es auch, das „die Psychologen“ – also die wenig hilfreich erlebten psychologischen/therapeutischen Fachkräfte – aus der Perspektive von InterviewpartnerInnen primär leitet. „Vom wahren“ Leben hätten sie „keine Ahnung.“¹⁷⁴ In dieser Lesart konnten TherapeutInnen nur sehr begrenzt an den Lebensrealitäten, Herausforderungen und Praxen, Deutungsmustern und Bewertungen von InterviewpartnerInnen anknüpfen. Somit wurde auch deren Angebot nur als begrenzt hilfreich wahrgenommen. Das ist einer jener Faktoren, der sich nicht nur ungünstig auf die Entwicklung einer Arbeitsbeziehung zwischen InterviewpartnerInnen und TherapeutIn auswirkte¹⁷⁵, sondern der sich auch in kritischen Äußerungen zu den anderen Professionen findet.

¹⁷⁰ F2KM

¹⁷¹ F1KM

¹⁷² Vgl. Wolf, 2006, S. 86f

¹⁷³ F1w

¹⁷⁴ F1KM

¹⁷⁵ Vgl. das Kapitel zum Erleben von Belastungen im familientherapeutischen Arbeiten

Herr Neumann bringt seine Erfahrung mit einer Jugendamtssozialarbeiterin, die „erst aus der Schul raus“ kam, so auf den Punkt: „Nichts gegen die Frau Reno, aber sie ist eine Anfängerin noch gewesen [...] mit Fehlentscheidungen was sie getroffen hat, was sehr schwerwiegend sind, [...] dir sind die Hände gebunden, weil [...] ich bin Amt und ich hab das Reden. Sie hat es dann auch zugegeben, dass sie eine Fehlentscheidung gemacht hat, darf nicht passieren, weil da die Erfahrung fehlt und darum passiert es.“¹⁷⁶

5.6 Was haben die InterviewpartnerInnen im Rahmen der sozialpädagogischen Elternarbeit als belastend erlebt

5.6.1 SozialpädagogInnen als Teil des Kontrollsystems - „Weil man im Hinterkopf hat, die können das in Bericht reinschreiben.“

In den Interviews gibt es deutliche Hinweise darauf, dass auch die SWG-SozialpädagogInnen inkl. SWG-Leiter als Teil des Kontrollsystems wahrgenommen werden. Interessanterweise sind diesbezügliche Aussagen nicht so prominent und auch nicht so klar benannt. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob dieses nicht klare Benennen mit der Rollenaufteilung im Kooperationsmodell – Sozialarbeiterin entscheidet und ist die staatlich legitimierte Kontrolle, die SWG unterstützt die Familie bei der Erfüllung der Jugendamtsaufträge – zusammenhängt. In diesem Verständnis wird möglicherweise die – wenn auch geringere – Kontrollfunktion der SWG, ihre Macht und ihr Einfluss auf die Entscheidung der Jugendwohlfahrt nicht so offen kommuniziert, um die Kooperation nicht zu gefährden. Implizit wissen das die InterviewpartnerInnen durchaus.

Am deutlichsten wird der Kontrollaspekt von jenen InterviewpartnerInnen beschrieben, die zumindest zu Beginn ein hohes Zwangsempfinden hatten. So beschreiben beispielsweise Frau Plattner und ihre Tochter den Druck, „dass man alles richtig macht, damit die Betreuer nicht irgendwas in Bericht reinschreiben können, den sie dem Jugendamt vorlegen. Das war belastend.“¹⁷⁷ Als durchaus nicht intendierte Wirkung dieser „Macht der Berichte“ ist es interpretierbar, wenn Frau Plattner erzählt Schwierigkeiten nicht mit den SozialpädagogInnen besprochen zu haben, „weil man im Hinterkopf hat, die können das in Bericht reinschreiben und die Sozialarbeiterin kann ja dann sagen, wir ziehen es [die Rückführung] wieder raus. Man hat das mit sich selber ausmachen müssen.“¹⁷⁸

Offensichtlich wird die Wahrnehmung der SWG als Teil des Kontrollsystems auch durch die unterschiedlichsten Strategien, sich dieser Kontrolle zu entziehen. Es ist eine Jugendliche, die eigentlich eine klare Positionierung der SWG-SozialpädagogInnen auch in Bezug auf ihre Kontrollfunktion fordert. Sie merkt beispielsweise kritisch an, dass aus ihrer Perspektive Eltern im Rahmen der Erziehungspartnerschaft zum Teil zuviel alleinige Verantwortung hätten. Sie bringt als Beispiel Elternsprechtage in der Schule. „Was ich wiederum nicht verstanden hab, [...] an die Elternsprechtage oder so, war kein Betreuer oder sonst wer, waren immer meine Eltern. Wo ich auch sag, normalerweise, wenn ich schon in der WG wohn, müsste ein Betreuer kommen, weil [...] die WG muss ja wissen wie ich in der Schul bin. Und wenn es nur meine Eltern wissen und die erzählen ihnen das irgendwie, lassen irgendwas aus oder erzählen was

¹⁷⁶ F5KV

¹⁷⁷ F1w

¹⁷⁸ F1KM

dazu oder lügen an und so was, ich mein das haben alle Eltern gemacht, damit sie die Kinder raus kriegen.“¹⁷⁹

Für Eltern wurden die Grenzen der Erziehungspartnerschaft vor allem dann deutlich, wenn sie in Bezug auf Interventionen von SozialpädagogInnen bei ihren Kindern anderer Meinung waren – wie beispielsweise Frau Plattner – und auch in die Auseinandersetzung gingen: „Und ich mein, es ins so gegangen mit die Betreuer, i hab mich soweit gut verstanden, net. Es hat zwar immer wieder Sachen geben, wo i gesagt hab, ja, i find nicht, dass das gut is, dass das so machen, weil i kenn meine Kinder, [...] aber sie haben eigentlich nichts geändert dran, es is immer so weitergrennt.“¹⁸⁰ Aber auch unterschiedliche Standpunkte in Bezug auf Regeln und Verpflichtungen für Kinder in der SWG, ließen beispielsweise die Eltern von Uli erfahren: „Du hast deine Meinung äußern können, aber deswegen hat sich nichts geändert, net. [...] Du bist nicht ankommen, ja.“¹⁸¹

5.6.2 Kontaktregelung individuell als nicht passend erlebt – „Es war eine Katastroph.“

Gibt es bei den unterstützenden Faktoren deutliche Aussagen dazu, wie sehr die SWG den Kontakt zwischen Eltern und Kind förderte, so gibt es auch Aussagen dazu, dass dieser geförderte und geregelte Kontakt individuell als zu wenig empfunden wurde. InterviewpartnerInnen betonen auch die Individualität, indem sie die Kontaktregelungen bei Familien mit „größeren Problemen“¹⁸² der Eltern verstehen, aber in ihrem Fall nicht: „Ich mein, die anderen Kinder haben die größten Probleme mit die Eltern gehabt, ne, [...] war die Mutter Alkoholikerin [...] oder sind geschlagen geworden. [...] Ich mein, ok, das is einmal klar, dass i die dann trennen muss, ne, aber doch nicht so, das war bei uns ja nicht.“¹⁸³ Die Tochter von Frau Rofner ergänzt, diese Kontaktregelung wäre für sie „eine Katastroph“¹⁸⁴ gewesen.

5.7 Was haben die InterviewpartnerInnen im Rahmen der familientherapeutische Begleitung als belastend erlebt

Wie bereits bei den Ausführungen dazu, was Familien im Zusammenhang mit familientherapeutischer Arbeit unterstützend erlebt haben, sei an dieser Stelle noch einmal auf die noch geringe Anzahl an gemachten und zur Verfügung gestellten Erfahrungen sowie die verschiedenen, angewandten Settings in dieser Pilotphase hingewiesen. Die Interviewauswertungen lassen somit nur erste vorsichtige Aussagen über Tendenzen zu.

5.7.1 Misstrauen – „Die sind mir zu neugierig.“

In der Interviewgruppe befindet sich ein hoher Anteil an ElternTeilen mit langjähriger ‚durchwachsener‘ HelferInnenenerfahrung – unter anderem auch mit PsychologInnen, TherapeutInnen, mit diagnostischen Verfahren, Bewertungen und Interventionen, die somit auch als VertreterInnen des Kontrollsystems wahrgenommen werden konnten.

¹⁷⁹ F5w

¹⁸⁰ F1KM

¹⁸¹ F2LG

¹⁸² F2KM

¹⁸³ F2w

¹⁸⁴ F2w

Zentrale Aspekte in der Kritik von InterviewpartnerInnen in Bezug auf die familientherapeutische Begleitung

Unter anderem vor diesem Hintergrund beschreiben InterviewpartnerInnen vielfach, dass sie den TherapeutInnen mit Misstrauen begegneten und überprüften, ob das Gegenüber ein glaubwürdiges, vertrauensvolles und nützliches (Beziehungs-)Angebot machte. Frau Drechsl beispielsweise beschreibt ein „mulmiges Gefühl“, mit dem sie zu den therapeutischen Gesprächen ging. Mulmig, weil „Psychologen stehen mir nicht. Nicht unbedingt. Die sind mir zu neugierig. Die wühlen zuviel in Privatsachen, was sie nichts angeht.“¹⁸⁵ Aus ihrer Perspektive wurde ihr Misstrauen dadurch bestätigt. In einer Situation mit lange Jahre andauernden Konflikten zwischen getrennt lebenden Elternteilen und dem „Kampf“ um die Tochter, erlebten die Mutter und ihr Lebensgefährte den Familientherapeuten quasi als Verräter: „Alles was er von ihr [Kindesmutter] gewusst hat, ist er zum Vater tratschen gegangen. Und das ist eine Situation, wo ich sag, das geht normal jemand ändern nichts an, für das ist er da, für pro Person, und eine andere Person braucht das nicht wissen. [...] Und dort sind nachher noch mehr Schwierigkeiten kommen als sonst.“¹⁸⁶ Aus ihrer Perspektive war der Therapeut mehr Belastung als Hilfe. Der Therapeut wurde, so Frau Drechsl, „ausgetauscht. [...] Sie haben dann einen anderen geholt. Weil die Mitarbeit, die Zusammenarbeit hat einfach nicht gepasst.“¹⁸⁷ Zu diesem wäre das Vertrauen gegeben gewesen, beschrieben wurde er aber nur als Therapeut der Tochter, der ihr bei der Klärung des weiteren Lebensmittelpunktes geholfen hätte.

5.7.2 Einleitung der familientherapeutischen Begleitung wird als Schuldzuweisung interpretiert – „I hab mir nix zu Schulden kommen lassen.“

Es gibt deutliche Hinweise darauf, dass sich die Etablierung eines therapeutischen Arbeitsbündnisses erschwerte, wenn InterviewpartnerInnen das Angebot oder die Auflage einer therapeutischen Begleitung primär als Schuldzuweisung erlebten und mit diesem Ansatz keinerlei Nutzen für sich persönlich verbinden konnten. So hatte Frau Wanner die Elternarbeit „super“ gefunden, bis dann die Phase kam „da wollt ich im Prinzip nur noch vom Tisch aufstehen und gehen.“¹⁸⁸ Dieser starke Impuls, aus der Kooperation zu gehen, wurde dadurch ausgelöst, weil „solche Fragen kommen sind: Was, auf uns bezogen, was können wir tun, damit im Stefan, damit er sich wohl fühlt, dass es ihm besser geht, ne, ich mein –“, so Frau Wanner, was sie und ihren Mann sehr gestört habe. Sie selbst hatte diese Fragen als Vorwürfe oder Schuldzuweisungen empfunden. Im Interview gibt es mehrere Passagen, wo heute noch sehr emotionell Ambivalenzen, Schuldgefühle und Rechtfertigungsdruck in Bezug auf die Fremdunterbringung ihres Sohnes und das Gefühl, als Mutter versagt zu haben, zum Ausdruck kommen. „[...] du bist schlecht, [...] es heißt immer die Mutter, ja die Mutter ist schuld, und um das geht es, ne. Man bemüht sich eh, man probiert reden, man probiert dieses und das, ich mein, und dann kommen die Fragen, was können wir tun, ne, dass es ihm besser geht, ne.“¹⁸⁹ Unterstützt fühlte sich Frau Wanner in ihrer Einschätzung der Interventionen durch ihren Mann, den Stiefvater des fremd untergebrachten Jugendlichen. Dieser kannte diese Art des Fragens bereits von PsychologInnen aus dem Arbeitskontext und bezeichnete sie öffentlich als „Spiele“.

Vor diesem Hintergrund hatte sich auch der Versuch einer therapeutischen Begleitung schwierig gestaltet: „Da bin ich einmal zu der hingefahren, aber kein zweites Mal mehr. [...] Ich weiß nicht, ich bin mir einfach blöd vorkommen in dem Sinn, einfach irgendwie

¹⁸⁵ F5KM

¹⁸⁶ F5KV

¹⁸⁷ F5LG

¹⁸⁸ F9KM

¹⁸⁹ Ebd.

so wie verkauft, ge, so quasi, jetzt müssen wir die Mutter auch noch behandeln.“¹⁹⁰ Einen Witz der Therapeutin in dieser schwierigen Kennenlernphase interpretierte Frau Wanner so, „dass sie sich ein bissl lustig gemacht hat. [...] Das is mir dann am Arsch gegangen ehrlich gesagt, ge. I bin mir einfach nicht verstanden vorkommen, ge. Und darum, da war sie mir einfach schon unsympathisch, das hab i gedacht, das muss i nicht mehr haben.“¹⁹¹ Frau Wanner meinte, dass die Chemie zwischen ihr und der Therapeutin nicht gestimmt hätte und es vielleicht mit einer anderen super gewesen wäre – so wie die Beziehung zur Jugendamtssozialarbeiterin, die für sie ganz wichtig war. Letztlich war damit die familientherapeutische Begleitung beendet, bevor sie noch begonnen hatte.

5.7.3 Ziel- und Loyalitätskonflikte bei Familienmitgliedern – „Wer ist dir wichtiger, dein Freund oder die eigenen Kinder?“

In Familien, wo die familientherapeutische Begleitung nicht oder nur sporadisch wahrgenommen und dann abgebrochen wurde und sich nur ein Familienmitglied für ein Interview zur Verfügung stellte, gibt es deutliche Hinweise darauf, dass die Beteiligten mit der SWG-Maßnahme gravierend unterschiedliche Ziele verfolgten. Diese unterschiedlichen Ziele konnten nicht angeglichen werden und so verfolgten Familien (weiterhin) ihre eigenen Strategien, mit diesen (Ziel)Konflikten umzugehen.

Tendenzieller Rückzug, wenn sich persönliche Ziele nicht in den Vereinbarungen finden

Das konnte bedeuten, dass getrennt lebende Elternteile unterschiedliche Vorstellung vom zukünftigen Lebensmittelpunkt des Kindes verfolgten und es während der Betreuung vereinbarte – aber nicht von allen Beteiligten getragene – Zielveränderungen gab. InterviewpartnerInnen, die diese Zielveränderungen nicht als ihre Entscheidung bezeichneten, zogen sich in Folge aus dem therapeutische Arbeiten zurück, wie beispielsweise Frau Ortner: „I war dann halt enttäuscht und hab das halt dann laufen lassen, ne.“¹⁹²

Loyalitätskonflikte

In einigen Fällen gibt es deutliche Hinweise darauf, dass ElternTeile in aufrechten Beziehungen zum Kindsvater, zum Ehemann oder zu einem Lebensgefährten/einer Lebensgefährtin die konflikthafte Beziehung zwischen diesen und den fremd untergebrachten Kindern nivellieren. Dieser Ausgleich sah meist so aus, es allen recht machen zu wollen und somit zwischen den beiden Parteien zu pendeln oder sich hin und her ziehen zu lassen. Das deutet auf eine Form von Loyalitätskonflikt hin und bedeutete für die „Hin- und Hergerissenen“ auch in ihren Zielen nicht eindeutig klar und konsequent zu scheinen, weil sie auch zwischen den Zielen von Kind und Partner/in pendelten.

Frau Wanner beispielsweise formulierte bis zum Schluss das Ziel Rückführung, lehnte aber die familientherapeutische Begleitung ab. Gestärkt habe sie bei dieser Ablehnung ihr Mann, der Stiefvater des Fremduntergebrachten: „Er hat einfach mich müssen vielleicht auch wachrütteln, weil er sieht das wieder ganz anders, wie ich als Mutter.“¹⁹³ Er hätte die Verantwortung nicht bei ihnen als Eltern gesehen und sich gegen diesbezügliche „Spielchen“ der TherapeutInnen verwehrt. Die Interviewsituation gibt allerdings deutliche und emotionale Hinweise darauf, dass

¹⁹⁰ Ebd.

¹⁹¹ F9KM

¹⁹² F6KM

¹⁹³ F9KM

Frau Wanner auch heute noch teilweise im Loyalitätskonflikt zwischen ihrem Sohn und ihrem Mann steckt. Rationell löst sie diesen damit, dass sie Probleme des Kindes auf die Gene des Ex-Mannes zurückführt: „Warum is dann der Philipp nicht so. Und er is das pure Gegenteil, weil er is von uns zwei. [von ihr und Ehemann Nr. 2] Also kann es nicht so an uns falsch gelegen haben, dass wir so böse Eltern sind.“¹⁹⁴ Letztlich wurde sie von der Sozialarbeiterin überzeugt, dass eine Rückführung für den Jugendlichen nicht das Beste wäre: „Sie hat einfach Angst gehabt im Prinzip, ob wir nicht wieder in das alte Klischee hinein fallen. In dem Sinn, also wenn irgendwas war, ah der Stefan war es.“¹⁹⁵

Ein anderes Beispiel verdeutlicht diese Loyalitäts- und Zielkonflikte, in der eine Mutter stecken konnte, aus der Wahrnehmung einer Jugendlichen. An den Ausführungen von Miriam wird deutlich, wie sie ihrem Stiefvater Druckausübung auf die Mutter vorwirft und selbst diesbezüglich aktiv ist. „I wollt immer eigentlich wirklich immer heim. [...] Also i hab die Mama jetzt auch noch gern und so, aber sie hat sich einfach unter Druck setzen lassen von ihm. Also und i glaub auch und i weiß, dass sie mich noch mag und so. Nur durch ihn ist das eigentlich alles kaputt gegangen. ... Wenn er nie in die Familie reingegangen wär, dann wär das nie passiert, würd i jetzt daheim noch wohnen. [...] Weil i hab die Mama eine Frage gefragt: Wer is dir wichtiger, dein Freund oder die eigenen Kinder, oder i jetzt? [...] Ja der Freund is ihr wichtiger.“¹⁹⁶ In Bezug auf die familientherapeutische Begleitung – die laut Akten in den ersten 1,5 Jahren in unterschiedlicher Zusammensetzung unregelmäßig aber doch wahrgenommen und dann abgebrochen wurde – erinnert sich Miriam folgendermaßen: „Weil die Mama hätt aber auch sollen mitarbeiten und so zur Frau Knigge [Therapeutin] gehen, nur das hat sie nie gemocht. [...] Klar, dass i nicht heim dürfen hab und so, weil sie nicht mitarbeitet.“¹⁹⁷ In dieser Lesart war zuerst der Stiefvater schuld daran, dass die Fremdunterbringung notwendig wurde und dann die Mutter daran, dass sie nicht mehr nach Hause durfte. Sie selbst hat keine Idee, unter welchen Voraussetzungen die Mutter die therapeutische Begleitung wahrgenommen hätte. Vielmehr interpretiert sie deren Weigerung so, dass „ihr das egal [war], ob i in der WG war.“¹⁹⁸

5.7.4 Einschränkungen durch Zwangskontext – „Weil i es grundsätzlich eigentlich überhaupt nicht braucht hätt.“

Bei aller Unterstützung, die die therapeutische Begleitung mit sich bringen konnte, wurde sie dennoch auch als Belastung wahrgenommen – weil sie verpflichtend war. „Zur Frau Ebersold [Therapeutin] bin i grundsätzlich schon gern hingegangen, [...] aber wenn wir keine Termine gehabt hätten, wär i auch nicht freiwillig hingegangen, [...] weil i das grundsätzlich eigentlich überhaupt nicht gebraucht hätt oder nicht wollt, weil mir lieber gewesen wär, dass der Lorenz schon daheim is, i hab mir halt gedacht, vielleicht hat er da hin müssen, dass i zu den Gesprächen komm. Vielleicht hat das sein müssen einfach, weil i sonst eh niemanden gehabt hätt zum Reden.“¹⁹⁹ Aus der Perspektive von Frau Tanzer überwiegte aber die Belastung im Vergleich zum – ebenfalls beschriebenen – Nutzen. Der Zwang wird trotz positiver Erfahrungen nicht weniger negativ und ablehnenswert erlebt. Auch vorgegebene Therapieinhalte, wie beispielsweise die Arbeit an den konflikthafter Beziehungen zum eigenen

¹⁹⁴ Ebd.

¹⁹⁵ F9KM

¹⁹⁶ F3w

¹⁹⁷ Ebd.

¹⁹⁸ Ebd.

¹⁹⁹ F4KM

Herkunftssystem, konnten als belastend erlebt werden: „Ja, sie [Therapeutin] hat es für wichtig gefunden, glaub i, und i kann es von ihrer Seite auch verstehen, für mich war, is für den Menschen einfach kein Platz gewesen. Heute noch nicht.“²⁰⁰ Es gibt deutliche Hinweise darauf, dass eine grundsätzlich positive und als hilfreich erlebte Arbeitsbeziehung, mit einem hohen Reflexionsgrad in Bezug auf Vorgaben und Rollen/Funktionen es Frau Tanzer auch ermöglicht, dies aus der Perspektive der Therapeutin zu betrachten.

5.8 Was haben die InterviewpartnerInnen im Rahmen der Fremdunterbringung als belastend erlebt

5.8.1 Problematische Aspekte in den Beziehungen zu SozialpädagogInnen – „Die waren nie für mich da.“

Die Beziehung zu BetreuerInnen ist ein wesentlicher Faktor dafür, was die Entwicklung von Betreuungsverläufen betrifft, obgleich Jugendliche in ihren Erzählungen diesen professionellen Beziehungen nicht von Anfang an automatisch Bedeutung zumessen. Nicht selten wird die Bedeutung der SozialpädagogInnen zu Betreuungsbeginn damit kommentiert „die haben mich einfach gar nicht interessiert“²⁰¹. Folgende Aspekte wurden benannt, die aus der Perspektive von Jugendlichen die Herstellung einer unterstützenden Betreuungsbeziehung erschweren oder verhindern:

Mangelhafte Beziehungsqualität

Einige Jugendliche beschreiben sich selbst so, dass sie bereits bei den ersten Begegnungen entscheiden würden, ob sie jemanden mögen oder nicht. „Erster Eindruck reicht, da hab i sie schon nicht mögen. Da kann man nichts mehr machen.“²⁰², resümiert Uli. Bei einigen hätte das damit zu tun gehabt, dass die/der (Bezugs)BetreuerIn einfach das falsche Geschlecht gehabt hätte. Bei anderen können sich ElternTeile wie Jugendliche die Abneigung gar nicht oder nur ansatzweise erklären: „Wir haben uns einfach nicht verstanden, obwohl i, sie hat mehr mit ihrem anderen Bezugskind, irgendwie, als wie wenn i so auf Abstand, Distanz, wir haben uns einfach nicht verstanden. Und weiß gar nicht warum.“²⁰³ Theresa hatte das Gefühl, dass zwischen ihrer Bezugsbetreuerin und dem zweiten Bezugskind mehr Nähe bestanden und dieses mehr Zuwendung erfahren hätte. Die Möglichkeit, dass nicht nur die Jugendlichen SozialpädagogInnen ablehnen würden, sondern auch SozialpädagogInnen gewissen Jugendlichen ein nur sehr begrenzt empathisches, professionelles Beziehungsangebot machen könnten, wird in Betracht gezogen: „Da hat es wahrscheinlich [...] gegenseitig nicht gepasst.“²⁰⁴ Therasas Mutter meinte, sie hätte die Bezugsbetreuerin „absolut nicht akzeptiert“²⁰⁵, Theresa selbst relativiert – wie manch andere auch – „sie war mir eigentlich egal“²⁰⁶, was letztlich auch ein ungünstiger Faktor ist. Sie zählt zu jenen Jugendlichen mit ausgeprägter HelferInnenerfahrung und dementsprechenden Beziehungsabbrüchen.

Ein Schlüsselmoment in Therasas Erzählungen ist folgender Satz: „Sie haben auch gesagt, wir müssen uns ändern. Weil ihnen is es egal, weil sie können heimgehen und

²⁰⁰ Ebd.

²⁰¹ F5w

²⁰² F2w

²⁰³ F1w

²⁰⁴ F6KM

²⁰⁵ F1KM

²⁰⁶ F1w

haben ihr anderes Leben. Nur wir müssen schauen, wie wir auf gleich kommen, haben sie gesagt zu uns. Und dann sagen, ja sie haben ihr anderes Leben, ((spricht in Hochdeutsch)) sie können nach Hause gehen, es ist nur ein Job. [...] Und dann hab i es halt selber eingesehen.“²⁰⁷ Das war – neben dem Glauben von SozialpädagogInnen an die Rückführung – jener Wendepunkt, von wo an Theresa selbst an ihren Veränderungen zur Rückführung arbeitete. Nun könnte man meinen, diese mangelnde Beziehungsqualität hätte positive Effekte bewirkt. Für Theresa scheinen sich aber SozialpädagogInnen, denen es und somit sie „egal“ war, und die den professionellen Charakter der Beziehung durch die Betonung ihres „anderen“ Lebens hervorhoben, tendenziell auch als Bezugspersonen auszuschließen, die ihr bei der Bewältigung ihrer Entwicklungsaufgaben helfen sollten. Die Vermittlung des professionellen Charakters der Beziehung scheint – nicht unbedingt überraschend – insgesamt eine Herausforderung zu sein. Negativ beschreiben es Jugendliche wie beispielsweise Paul, wenn sie das Gefühl hatten, SozialpädagogInnen nutzten ihr „anderes Leben“, ihr ‚richtiges Zuhause mit richtigen Beziehungen‘, um sich in Auseinandersetzungen zu entziehen. „Da war irgendeine Diskussion und i hab halt zu ihm [Sozialpädagoge] gesagt, ja du kannst heimgehen, für dich is dann alles ok, du hast deine Familie daheim, i kann nicht heimgehen, i muss da bleiben und da is die Scheiße.“²⁰⁸ Theresa deutet diese arrangierten Beziehungen heute so, sich bei allem Nutzen „nicht zuviel sich von die Betreuer abhängig machen“²⁰⁹. Jugendlichen in einer WG würde sie deshalb empfehlen „schauen, dass erst selber zu was bringt, seine Schul machen. [...] Weil mit 18 spätestens schmeißen sie ihn raus, da muss er allein auf seine Füße stehen [...] und nicht bei jedem kleinen Problemchen zu einem Betreuer gehen, weil die hat er dann nicht mehr. Und die sind dann nicht mehr für ihm da.“²¹⁰

Wenig Zeit, Aufmerksamkeit und Aktivitäten von SozialpädagogInnen

In mehreren Interviews kritisieren Jugendliche, dass SozialpädagogInnen zu wenig Zeit für sie gehabt hätten. Offensichtlich war das für Jugendliche, deren BezugsbetreuerInnen teilzeitbeschäftigt, dementsprechend seltener im Dienst und für „BezugsbetreuerInnen-relevante Themen“ ansprechbar waren. „Weil i hab von dem her die blödeste Betreuerin erwischt, weil [...] sie nur ah einmal in der Woche eingeteilt war, [...] und alle anderen Betreuer waren öfter“²¹¹, so Marion. Theresa beschreibt, wie sie in den ersten Wochenenden, in denen sie nicht nach Hause durfte, immer wieder „herumgeistert im Haus“²¹² wäre. Nicht alle BetreuerInnen hätten bei wenig Wochenend-Belegung etwas mit den Jugendlichen unternommen – hätten sich ihnen intensiver zugewandt – einige wären vielmehr „vor dem Computer gesessen im Büro. [...] Und ansonsten waren wir eigentlich auf uns allein gestellt, weil wir haben machen können was wir wollen haben.“²¹³ Jugendliche kritisieren, dass auch unter der Woche nur bestimmte SozialpädagogInnen mit Ihnen Freizeitaktivitäten unternommen hätten. Die anderen wären in der Freizeit der Jugendlichen „meistens nur im Büro drin gewesen. Nur wenn einmal etwas Gravierendes war, irgendwer great hat oder irgendwas los war, dann haben sie einmal was gemacht.“²¹⁴ In dieser Lesart hätten sich SozialpädagogInnen – so Marion – nur in ‚Problemsituationen‘, bei Störungen und Konflikten angeboten, weil „wenn du jetzt normal mit ihnen reden wolltest, einfach nur so, is das nicht gegangen.“²¹⁵ Unterschiedliche Herangehensweisen von

²⁰⁷ F1w

²⁰⁸ F10m

²⁰⁹ F1w

²¹⁰ F1w

²¹¹ F5w

²¹² F1w

²¹³ F1w

²¹⁴ F5w

²¹⁵ F5w

SozialpädagogInnen wurden auch dahingehend erlebt, ob sie Wahrnehmungen für individuelle Befindlichkeiten und Bedürfnisse von Jugendlichen hatten, da auch aktiv nachfragten und unterstützend waren: „I hab jemanden immer braucht zum Reden und so, nur die waren nie für mich da und so. [...] Denen war das ganz egal. [...] Also sie haben nicht einmal nachgeschaut wie es mir geht oder so, oder gefragt ob alles ok is, [...] meistens sind die Betreuer nur im Büro gewesen. Die haben die Gaude drin gehabt, die Kinder einfach allein lassen draußen“²¹⁶, so Miriam. Die Beschreibungen geben deutliche Hinweise darauf, dass das nicht aktiv mit ihnen arbeiten und sich ihnen zuwenden als ein ‚sich nicht kümmern, sich nicht interessieren, sie nicht annehmen‘ interpretiert wird. Das beschreibt einen jener Faktoren, dem Jugendliche eine mangelnde Beziehungsqualität zuschreiben. Wobei das Reden und Nachfragen nicht von Anfang an als positiv erlebt, sondern wie bei Paul auch kritisiert wurde: „Wie es mir geht und was i früher angestellt hab und dann haben sie mich gleich irgendso blöde Fragen gefragt, [...] die Standardfragen und -sprüche, [...] das depperte Nachhaken bei irgendeiner Frage, [...] weil sie alles erfragen wollen, das geht einem voll auf den Zeiger. [...] Die fragen dich dann solche Sachen, da wo du nicht genau weißt, was du jetzt wirklich sagen sollst.“²¹⁷

Aber auch die Strukturierung über das Turnusdienstmodell ist laut Paul gewöhnungsbedürftig. „Dass du jeden Tag einen anderen Betreuer hast. Am Anfang war das schon schwer, [...] dass du dir das alles einprägst, aber es hat nicht lang gedauert, dann war das alles, als wie, weiß i nicht, wenn i in die Schul geh oder wenn i daheim bin.“²¹⁸

5.8.2 Belastungen durch das Zusammenleben mit anderen Jugendlichen – „Jeder gegen jeden.“

Jugendliche erlebten die aus ihrer Perspektive großen Altersunterschiede in der Gruppe als belastend. Kinder wären durch wesentlich ältere Jugendliche negativ beeinflusst worden: „I war zuerst wirklich ein braves Kind, wirklich, und dort bin i dann voll schlimm worden, [...] eben weil nur Sechzehnjährige dort waren, zum Rauchen angefangen, kiffen, trinken, [...] abreißen“²¹⁹, erinnert sich Theresa. Ältere Jugendliche, die länger in der SWG waren, kritisierten wiederum, dass nur „kleine Kinder“ nachkommen würden: „Mit denen kannst nichts anfangen, mit denen kannst nicht gescheit reden, nichts.“²²⁰ Ein Aspekt dabei dürfte auch sein, dass vertraute Beziehungen durch das Kommen und Gehen von Kindern und Jugendlichen beendet und neu gestaltet werden müssen und diese mangelnde Konstanz negativ erlebt wird. Paul erinnert sich: „Es ist da dann auch wieder eine große Umstellung, jetzt hast immer deine Leut gehabt und jetzt kommen so ganz junge noch, das is oft für die älteren ein wenig anstrengend. Weil [...] die sind so nervig, [...] machen nur Blödsinn, die sind ja auch ein wenig so wie wir, [...] wir waren schlimm, bis sich dann alles zum Guten gewendet hat. Und die sind das halt auch.“²²¹

Jugendliche beschreiben es als besonders belastend, dass sie eine Gruppe erlebten, in der „eigentlich jeder gegen jeden is“²²² und sie kaum jemanden fanden, mit dem sie befreundet sein konnten, „ohne, dass er dich irgendwie ausnutzt oder du irgendwas

²¹⁶ F3w

²¹⁷ F10m

²¹⁸ F10m

²¹⁹ F1w

²²⁰ F10m

²²¹ F10m

²²² F5w

Blödes sagt und der gleich auf dich los geht und alle anderen aufhetzt“.²²³ Jugendliche erzählen einerseits, dass es unkollegiale MitbewohnerInnen gab, die sie bei „die Betreuer komplett eingeschleimt“ hätten, „dass die auch nichts mehr getan haben, dass die gesagt haben, ja so schlimm kann das ja gar nicht sein“²²⁴. Andere berichten davon, dass diese Jugendlichen es in der Gruppe und somit in der WG sehr schwer gehabt hätten. Denn wenn jeder „den andern irgendwo eini lasst, nur damit er besser da steht, das ist schon negativ muss i sagen“²²⁵. In einem konkreten Beispiel hätten Jugendliche einen solchen ‚Verräter‘ „voll fertig gemacht. Er hat sich überhaupt nimmer ausi blickt. I glaub, der war lieber in der Schul als im Heim. [...] Bei aller Liebe, aber zusammenhalten is das wichtigste.“²²⁶

Jugendliche wie ElternTeile beschreiben belastende heftige Konflikte in der SWG, bei denen Jugendliche aufeinander aber auch auf SozialpädagogInnen losgingen. „Es war fast jeden Tag eine Schlägerei, [...] oder es war auch jeden Tag, dass irgendwer gegen die Betreuer war und sie bemault hat oder hergeschlagen hat oder sonst etwas, hat es auch öfter gegeben. [...] Also da kannst sagen, da hast eigentlich nie deine Ruh gehabt, wirklich.“²²⁷ Aber auch Vandalismus und Diebstähle beeinträchtigten laut InterviewpartnerInnen wie Marion die Lebensqualität in der SWG: „Und arg is es dann worden, weil du auf deine Sachen gut aufpassen musst, weil andauernd gestohlen wird. [...] Oder deine Sachen sind hingemacht worden, aber mit Absicht und so. Einfach nur, weil es grad Spaß macht [...] Sachen, die der WG gehören [...] sind] hin gemacht worden und dann war es keiner.“²²⁸

5.8.3 Beeinträchtigung von Entwicklungsprozessen – „Einmal fragen warum und nicht gleich eine Konsequenz geben.“

„Konsequenzen“ als defacto Strafen und (Ohn)Machtdemonstrationen

Konflikte in der SWG – sowohl mit MitarbeiterInnen wie mit Jugendlichen – werden in Interviews als zentrale belastende Faktoren geschildert. In Bezug auf Konflikte mit MitarbeiterInnen kritisierten Jugendliche dann, wenn sie im Zuge von Konflikten und Regelübertretungen nur pauschale „Konsequenzen“ erhielten, die sehr häufig von den Jugendlichen auch als Strafen bezeichnet wurden. Jugendliche beschreiben, dass – wie unter den „unterstützenden Faktoren“ angeführt – sie vor allem aus heutiger Perspektive diese „Konsequenzen“ tendenziell verstehen können, wenn SozialpädagogInnen damals Konfliktgespräche anboten, sie ihre Perspektive darlegen konnten und somit entwicklungsfördernde Auseinandersetzungen Platz hatten. War das in der Erinnerung der Jugendlichen aber nicht der Fall, fühlten sich Jugendliche nicht verstanden, zum Teil ungerecht behandelt und ziehen – wie Miriam – die pädagogischen Effekte dieser Intervention in Zweifel. „Die haben nur Konsequenzen ausgeben. Das hilft ja keinem [...] weiter, wenn sie mit mir geredet haben hätten, wär es schon ein Jahr später besser worden, i glaub da wär i normal gewesen. Aber nur Konsequenzen. [...] Es muss ja einen Grund haben, weil ohne Grund zum Beispiel hau i keinen Kasten um oder so, muss ja irgendwas gewesen sein. Einmal fragen warum und nicht gleich eine Konsequenz geben.“²²⁹ Jugendliche wie Lea beschreiben in diesem Zusammenhang auch Konflikteskalationen, in denen sie Konsequenzen, die aus ihrer Perspektive nicht gerechtfertigt waren, nicht berücksichtigten. Darauf hin

²²³ F5w

²²⁴ F5w

²²⁵ F10m

²²⁶ F10m

²²⁷ F5w

²²⁸ F5w

²²⁹ F3w

wurde eine weitere Konsequenz gesetzt, die sie wiederum nicht einhielten. „Bin i abgerissen das erste Mal, dann hat es schon einmal Konsequenzen geben, und wegen die Konsequenzen bin i wieder abgerissen, wieder mehr Konsequenzen, und immer so weiter.“²³⁰

Eine Konsequenz, die Familie Rofner als Ausdruck von Hilflosigkeit interpretiert, war ein Heimfahr-Verbot am Wochenende „wenn i das und das nicht mach“.²³¹ Für die Eltern war das ein reines Druckmittel, „weil sonst wären sie nicht durchkommen“²³². Gegen diese unrechtmäßige „Erpressung“ hätten sie deutlich protestiert und die Beziehung der einzelnen Familienmitglieder zur Bezugsbetreuerin war u. a. dadurch deutlich gestört. „Die Betreuerin, ja, sie war da und alles recht und schön, aber wenn da so negative Sachen herkommen sind, so [...] sie darf nicht heimgehen, bin ich halt auszuckt. Das hab i ihm [Leiter] auch gesagt. Und das hab i ihr auch gesagt, ne. [...] Das darf sie nicht, hat er gesagt. [...] weil das is fix reguliert, [...] sie darf immer heimgehen und da kann sein was will, net.“²³³

Schubladisieren statt individuellem Verstehen

Jugendliche beschreiben es als sehr belastend, wenn sie bei Fachkräften nicht das Gefühl hatten, individuell wahrgenommen und verstanden, sondern pauschal ‚diagnostiziert‘ oder ‚schubladisiert‘ zu werden. Am Beispiel von Marion wird deutlich, dass Jugendliche den Versuch von Fachkräften, das Handeln, Denken und Fühlen von Jugendlichen mit Bezug auf deren bisherige Lebenserfahrungen individuell zu entschlüsseln, als wesentliche Voraussetzung für passgenaue und anschlussfähige Interventionen erlebten. „Das hat mich am meisten aufgeregt, dass, egal ob Sozialarbeiterin, Psychologen oder sonst irgendwas, die haben was in einem Lehrbuch gelernt [...] und werfen alle, sagen wir einmal Zwölfjährigen, wie i damals halt war, in einen Topf ‚und deswegen machen die das‘, weißt. Und das is einfach mir am Arsch gegangen, weil jeder is anders, jeder hat eine andere Persönlichkeit und jeder macht was aus einem anderen Grund.“²³⁴ Eine mögliche Folge davon, wenn sich Jugendliche mit längerer und wechselnder HelferInnenerfahrung nicht verstanden fühlten, konnte eine Gesprächsverweigerung sein. „Ich hab halt ein paar Mal was gesagt, aber aus Erfahrung, [...] hat mich halt nie wer verstanden, [...] so wie ich das halt gemeint hab, [...] und dann wollt ich halt auch nie reden. [...] Da können sie auch nicht irgendwas Falsches hinschreiben oder so.“²³⁵ Auch bei dieser Strategie hatte Clara das Gefühl, nicht verstanden zu werden, denn ihre Gesprächsverweigerung wäre so ausgelegt worden, als ob sie nicht mitarbeiten wollte. In ihrer Lesart war das ein zentraler Grund, weshalb die SWG die Betreuung abgebrochen hatte. Über weitere Gründe, die dazu führten, wollte sie sich nicht äußern. Ihr Ziel wäre aber eine langfristige Fremdunterbringung in der SWG gewesen, einen Abbruch hätte sie nicht für möglich gehalten, wäre es ihr doch anders versprochen worden: „Am Anfang, wie ich gekommen bin, haben sie gesagt, sie haben noch keinen rausgeworfen und das werden sie auch nicht machen, und dann is die Johanna rausgeworfen worden und noch eine is rausgeworfen worden, [...] bei denen es gar nicht mehr geklappt hat. Weil die auch nicht mitarbeiten wollten, also haben die [SWG-MitarbeiterInnen] gedacht. [...] Aber die haben das halt anders aufgefasst, weil ich ja auch so gut wie gar nichts gesprochen hab, wenn wir reden sollten oder miteinander gesprochen haben, [...]. Nee, ich wollt gar nicht gehen.“²³⁶ Unter den interviewten Jugendlichen

²³⁰ F3w

²³¹ F2w

²³² F2KM

²³³ F2KM

²³⁴ F5w

²³⁵ F12w

²³⁶ F12w

waren auch die zwei, bei denen die Fremdunterbringung in der SWG abgebrochen worden war. Mit Clara gibt es eine Jugendliche, die im Interview erzählte, es wäre gegen ihren Willen passiert. Auch wenn es sich hier nur um einen Fall handelt, so sei an dieser Stelle auf ein weiteres Ergebnis²³⁷ der Metaanalyse von Fallstudien erzieherischer Hilfen hinsichtlich Wirkungen und „wirkmächtigen“ Faktoren aus Nutzersicht von Klaus Wolf hingewiesen. Darin wird ein Abbruch gegen den Willen eines/einer Jugendlichen als „harter und trennscharfer Misserfolgsindikator“²³⁸ hervorgehoben.

Überforderung

Das Leben in der SWG mit seinen Möglichkeiten und Grenzen und den Anforderungen an Jugendliche, stellte einige auch überfordernde Momente, wie sich Eltern/Teile als auch Jugendliche erinnern. Jugendliche beschreiben die Anforderung, Gefühle wahrzunehmen und zu artikulieren, sich verständlich zu machen, als große Schwierigkeit. Das besondere Engagement für und der Glaube an die Jugendlichen von Fachkräften innerhalb und außerhalb der SWG, kann auch Druck auslösen. „Also dir wird alles viel besser erklärt, wie die anderen und auf dich wird immer viel gehalten und viel erwartet, was ab und zu auch voll scheiße is, wenn von dir viel erwartet wird von gewisse Leut, dann derblast es nicht oder du enttäuscht die oder so.“²³⁹

Aber auch die altersunabhängigen ‚Haushaltspflichten‘ der Kinder wurden nicht nur als Erweiterung der Kompetenzen auf dem Weg zur Verselbstständigung, sondern – wie das Zitat einer Mutter zeigt – als Überforderung erlebt, die andere Entwicklungsaufgaben beeinflusst: „Zum Beispiel haben die überhaupt nicht eingesehen, dass die komplett ihre ganze eigene Wäsche alles müssen waschen. Haben sie gesagt, das is normal, das macht ein jedes Kind, hat eine gesagt. Hab i gesagt, wie bitte? Haben Sie das gemacht in dem Alter, [...] da bin i aus der Haut gefahren. [...] Weil die Kinder haben Probleme genug. Weil nur damit sie mit Arbeit überladen werden, vergessen sie die Probleme? Das ist ja ein Blödsinn! [...] Die waren überfordert.“²⁴⁰

5.8.4 Begrenzte Beteiligungsmöglichkeiten in der SWG – „Ausschlaggebend sind nur die Betreuer.“

Negative Rückmeldungen zur Alltagsstrukturierung in der SWG beziehen sich tendenziell darauf, dass der Tag aus der Perspektive von Jugendlichen zu verplant ist und wenig Raum für individuelle Zeitgestaltung oder Gruppenaktivitäten unter der Woche zulässt. Für Jugendliche wie Lea war es vor allem die aus ihrer Perspektive zu geringe Freizeit zwischen den Lernstunden, „dass man nichts tun hat können“²⁴¹. Die Freizeit hätte nicht erweitert werden können, da die Zeit der Lernstunden unabhängig vom individuellen Hausübungen-Pensum oder Tempo konstant blieb. „Dass wir immer Lernstund gehabt haben, das find i deppert. Und wenn man keine Aufgab gehabt hat, dass man trotzdem lernen hat müssen, das find i deppert.“²⁴², so Martin. Clara erlebte hingegen eine – begrenzte – individuelle Flexibilität in der Organisation der Lernstunden als unfair: „Dass das halt jeder selber einteilen kann, wann er die

²³⁷ Bezüge zu weiteren Ergebnissen wurden u.a. im Kapitel zu den wirkmächtigen Faktoren als zentrale Ergebnisse hergestellt.

²³⁸ Wolf, 2007, S. 39

²³⁹ F10m

²⁴⁰ F2

²⁴¹ F8w

²⁴² F1m

Hausübung macht, weil es gibt dort Kinder, die das dürfen, und das is halt nicht fair, wenn es die anderen nicht dürfen und ein Kind schon oder zwei.“²⁴³ Primär beschreiben Jugendliche, dass die Alltagsstrukturierung in der SWG „einfach prinzipiell so festgelegt“²⁴⁴ war und sie da keine Veränderungsmöglichkeiten erlebten, so Marion: „Wir haben auch öfter [...] alle zusammen eben gegessen, mit die Betreuer und geredet, ob man das anders machen können. Nur sie haben halt keine bessere Lösung gefunden, ohne dass wir halt eine Lernstund streichen. Und das wollten sie halt nicht, weil sie gemeint haben, es gibt so viele, die was schlecht sind in der Schul.“²⁴⁵

Jugendliche beschreiben in der Frage der Beteiligungsmöglichkeiten, dass es in der SWG zwar Settings gab, in denen ihre Perspektiven und ihre Vorschläge gefragt waren. Gleichzeitig beschreiben sie anhand der erlebten Umsetzung sehr eingeschränkte Beteiligungsmöglichkeiten. Paul resümiert: „Da haben wir uns alle einbringen können, aber ausschlaggebend sind nur die Betreuer. [...] Gefällt es ihnen wird es umgesetzt, gefällt es ihnen nicht wird es nicht umgesetzt, ganz einfach.“²⁴⁶ Das konnte sich nicht nur auf die regelmäßige Alltagsstrukturierung beziehen, sondern auch auf die Gestaltung der Räumlichkeiten oder der Freizeitaktivitäten. Als Verhinderungsgründe nannten Jugendliche mangelnde Ressourcen – „es is zu wenig Geld da, [...] haben sie gemeint, ja wir haben keinen Bezug zu Geld und deswegen können wir da nicht mitreden“²⁴⁷ – oder individuelle Interessen von SozialpädagogInnen: „Du hast einbringen können, i möcht gern das und das machen. [...] Und da is es dann auf den Betreuer drauf angekommen, ob der eben gesagt hat, ja an dem und dem Tag hab i Dienst, da machen wir das oder ob der gesagt hat, gehts zu einem anderen Betreuer, der was das mit euch machen kann.“²⁴⁸ Diese Möglichkeiten wären aber wiederum stark reduziert worden, da nicht alle Jugendlichen mitmachen wollten, stellt Marion fest: „Wenn jetzt drei Leut das eingebracht haben, sind sie nicht extra mit drei Leut irgendwohin gefahren und, weil nicht mehr Leut mitgehen wollten, und dann haben sie es einfach wieder gestrichen. Und deswegen sind wir oft nirgends hin kommen. Weil jeder seine Launen gehabt hat und nein, das will i jetzt nicht.“²⁴⁹ Frau Rofner meint, Jugendliche wären in Folge dieser engen Alltagsstrukturierung „alle draußen herum gelangert, wenn i rauf kommen bin“²⁵⁰. Gleichzeitig kritisieren zum Teil die gleichen Jugendlichen, dass bei gewissen Gruppenaktivitäten wiederum Teilnahmepflicht bestand. Und so fand es Marion dumm, dass „die was nicht mitfahren haben wollen, haben trotzdem müssen, außer wenn sie krank waren. Und das hab i nicht verstanden, weil zwingen kann man ja niemanden dazu. [...] Weil es geheißten hat, ja is eine Gemeinschaft und dass sich die Leut besser kennen lernen“²⁵¹

²⁴³ F12w

²⁴⁴ F5w

²⁴⁵ F5w

²⁴⁶ F10m

²⁴⁷ F1w

²⁴⁸ F5w

²⁴⁹ F5w

²⁵⁰ F2KM

²⁵¹ F5w

5.9 Erleben von Zwang und Freiwilligkeit im Betreuungsverlauf

In seinem Konzept verweist das Schülerwohnen Graz darauf, dass das Zugangsmodell des Zwangskontextes die Rahmenbedingung für die Kooperation zwischen Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Familientherapie bildet. „Eine Fremdunterbringung ist von diesem Gesichtspunkt aus gesehen also keine freiwillige Maßnahme mehr.“²⁵²

Als Zwangskontext wird in der Fachliteratur häufig in einer sehr stark vereinfachten Kategorisierung jegliche fremd initiierte Kontaktaufnahme mit einer Einrichtung der Sozialen Arbeit definiert.²⁵³ Bei diesen von außen initiierten Kontaktaufnahmen werden zwei Stufen unterschieden. In der ersten Stufe drängen entweder andere Menschen des informellen oder formellen Netzwerkes zu dieser Kontaktaufnahme. Dabei kann der ausgeübte Zwang milde sein, wenn beispielsweise eine Freundin ab und zu empfiehlt, bei Erziehungsschwierigkeiten eine Beratungsstelle aufzusuchen. Er kann aber auch massiv sein, wenn beispielsweise JugendamtssozialarbeiterInnen eine Fremdunterbringung mithilfe von Obsorgeentzugsdrohungen durchsetzen. In der zweiten Stufe werden die Betroffenen durch gesetzliche Vorgaben, zur Kontaktaufnahme verpflichtet wie es beispielsweise bei einer Fremdunterbringung auf Grund eines Gerichtsbeschlusses der Fall ist. Im Vergleich zu diesen Formen der fremd initiierten Kontaktaufnahme wird, bei einer selbstinitiierten Kontaktaufnahme, bei der Menschen ihre problematischen Lebensumstände verändern möchten und dabei auf unterstützende, vermittelnde Institutionen oder Personen zurückgreifen, nicht von Zwang gesprochen. Die Entscheidung bleibt im Wesentlichen bei den Betroffenen.²⁵⁴

Zu beachten ist, dass diese Dimensionen der von außen oder innen initiierten, von Privatpersonen oder BehördenvertreterInnen beeinflussten Kontaktaufnahmen aber nicht korrelieren müssen mit der Stärke des Drucks, den die Betroffenen verspüren. Zudem muss der höhere Grad der Motivation, der bei selbstinitiierten Kontaktaufnahmen anzunehmen ist, nicht mit einer Veränderungsbereitschaft korrelieren.²⁵⁵ Wie unter anderem Conen betont, vermag auch eine starre und polarisierende Einteilung in „freiwillig“ und „unfreiwillig“ nicht das Erleben oder die Einschätzung der Beteiligten abzubilden.²⁵⁶ Weitere Hypothesen lauten dahingehend, dass sich nach der Kontaktaufnahme das Zwangserleben während des Betreuungsverlaufes verändert und verschiedene Beteiligte Zwang oder Freiwilligkeit unterschiedlich erleben.

Ein zentrales strukturelles Merkmal von Sozialer Arbeit²⁵⁷ ist es, dass sie ein Koproduktionsprozess ist. In diesem Koproduktionsprozess können SozialpädagogInnen, TherapeutInnen und JugendamtssozialarbeiterInnen zwar Veränderungen in Familien anregen oder Handlungsbedingungen – beispielsweise über das Zugangsmodell „Zwangskontext“ – beeinflussen, aber Handlungen der AdressatInnen durch die Interventionen nicht direkt steuern oder vollziehen. Es sind die AdressatInnen, die Soziale Arbeit in Anspruch nehmen (müssen) und

²⁵² Konzept „Sozialpädagogisches Schülerwohnen mit familientherapeutischer Begleitung“, Version August 2009, S. 9

²⁵³ Kähler, 2005, S. 19

²⁵⁴ Ebd. S. 7

²⁵⁵ Ebd. S. 18f

²⁵⁶ Conen, 1999, S. 286; Kähler, 2005, S. 16

²⁵⁷ An dieser Stelle bezogen auf das Angebot der SWG sehr weit verstanden: Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Psychotherapie

Zwangskontext als jegliche, fremd initiierte Kontaktaufnahme, mit Unterscheidung zwischen mildem oder massivem Zwang

Freiwilligkeit ist nur bei selbstinitiierten Kontaktaufnahme gegeben

Aufteilung in Freiwilligkeit und Zwang vermag Erleben, Motivation und Dynamiken nicht abzubilden

Veränderungen hervorbringen.²⁵⁸

5.9.1 Auswertung der „Zwang-Freiwilligkeit-Skala“

Den vorangegangenen Ausführungen zufolge stellt sich die Frage, unter welchen Voraussetzungen sich die ehemaligen AdressatInnen der SWG in dieser speziellen Form des Zwangskontextes auf eine entwicklungsfördernde Zusammenarbeit einlassen konnten und was das erschwerte. Übergeordnet stellt sich die Frage, ob sie die SWG überhaupt mit „Zwangskontext“ in Verbindung bringen resp. wie aus der AdressatInnenperspektive, die wie erwähnt begrenzt hilfreiche Kategorisierung von Freiwilligkeit und Zwang, erlebt und beschrieben wird.

Auf einer Skala von 1 bis 5: Wie sehr war es Ihre Entscheidung, dass Ihr Kind in die SWG fremd untergebracht wird und Sie dort selbst auch Beratungsgespräche in Anspruch nehmen?

Tabelle 1: Mütter, Väter, Lebensgefährten & Stiefväter

GESAMT (n=11)		Beginn		Während		Ende	
		H ²⁵⁹	%	H	%	H	%
Wollte die SWG-Maßnahme	gar nicht, musste.	4	36,4	1	9,1	4	36,4
	eher nicht.	1	9,1	1	9,1	0	0,0
	teils/teils.	1	9,1	2	18,2	1	9,1
	eher.	1	9,1	2	18,2	0	0,0
	unbedingt.	4	36,4	5	45,5	6	54,5
Gesamt		11	100,0	11	100,0	11	100,0

Tabelle 1 zeigt die Einschätzungen der Mütter, Väter, Lebensgefährten und Stiefväter. Die Frage wurde zu drei Phasen im Verlauf der SWG-Maßnahme gestellt. Auffallend ist eine Tendenz zu extremen Antwortpositionen zu „Beginn“ der Maßnahme, eine sichtbare Verschiebung in die Zustimmung „während“ der Maßnahme, um dann am „Ende“ der SWG-Maßnahme umso deutlicher in die extremen Einschätzungen zurückzukehren, wenngleich eine tendenzielle Verschiebung in die positiv-extreme Zustimmung nicht zu übersehen ist. Dabei auf eine Ja- bzw. Neinsager-Tendenz als stereotypes Antwortverhalten²⁶⁰ zu schließen, wäre zu oberflächlich. Schlüssiger scheint die Annahme, dass in einer Gesprächssituation, in der sie als AdressatInnen des SWG-Angebotes über die unterstützenden wie belastenden Momente dieser Zeit reflektieren, (wieder) starke Emotionen hervorgerufen werden. Im Rekonstruieren des Erlebens und dem zur Verfügung stellen von subjektiven Erinnerungen in der Interviewsituation werden auch damit verbundene Gefühle wie die des Versagens, der Autonomieeinschränkung oder Ohnmacht, der Überforderung, aber auch Hoffnungen, Erfolgserlebnisse, Erleichterung und Freude wieder hervorgeholt. Diese Gefühle finden ihr Ventil in einer wertschätzenden Interviewsituation und dürften sich auch im Antwortverhalten bei der „Zwang-Freiwilligkeit-Skala“ wiederfinden. Diese Hypothese wird sowohl durch verbale Rückmeldungen als auch durch die Gesprächsatmosphäre während der Interviews bestätigt. Wenn man also von einem Effekt sprechen kann, dann von einem Decken- und Bodeneffekt. Dieser Boden-Deckeneffekt meint, dass die Variationsbreite der gebotenen Skalierung nicht ausreichend war, um die Befindlichkeiten dieser Erwachsenen adäquat zu fassen und

²⁵⁸ Vgl. Oelerich/Schaarschuch, 2006, S. 5; Kelle/Erzenberger, 2006, S. 290f

²⁵⁹ H = Häufigkeit

²⁶⁰ Antwortverhalten dieser Art werden vor allem bei standardisierten Fragebögen oder Tests beobachtet (vgl. Bortz/Döring, 2006, S. 236), nicht jedoch bei face-to-face-Erhebungen, also in direkten Gesprächs- oder Interviewsituationen.

Wie erleben InterviewpartnerInnen das Zugangsmodell Zwangskontext und wie verändert sich das im Betreuungsverlauf

Tendenz zu extremen Antwortpositionen bei Eltern als Hinweis für emotionale Besetzung

könnte es vermutlich auch niemals. Aus dieser Perspektive betrachtet zeigt sich diese Quantifizierung einer Befindlichkeit als „Fenster zur Seele“ mit einer hohen emotionalen Ladung.

Interessant ist, dass bei 3/4 der Elternteile, die die Einleitung der Fremdunterbringung als Zwangsmaßnahme beschrieben hatten, auch am Betreuungsende (wieder) das Zwangserleben dominiert. Bei den zu Beginn Freiwilligen, beschreibt die Hälfte auch das Betreuungsende als ihre Entscheidung.

„Auf einer Skala von 1 bis 5: Wie sehr war es deine Entscheidung, in die SWG zu gehen, wo auch deine Eltern Beratung erhalten sollten?“

Tabelle 2: Jugendliche Burschen und Mädchen

GESAMT (n=9)		Beginn		Während		Ende	
		H ⁷	%	H ⁷	%	H ⁷	%
Wollte die SWG- Maßnahme	gar nicht, musste.	3	33,3	2	22,2	1	11,1
	eher nicht.	0	0,0	0	0,0	0	0,0
	teils/teils.	3	33,3	6	66,7	2	22,2
	eher.	1	11,1	0	0,0	4	44,4
	unbedingt.	2	22,2	1	11,1	2	22,2
Gesamt		9	100,0	9	100,0	9	100,0

Tabelle 2 zeigt die Einschätzungen der Jugendlichen, wieder zu den drei Zeitpunkten im Verlauf der SWG-Maßnahme. Im Unterschied zu den Erwachsenen zeigt sich hier eine Tendenz zur Mitte, vor allem in der Einschätzung der Befindlichkeit „während“ und am „Ende“ der SWG-Maßnahme. Auch hier wäre zu rasch geurteilt, würde man diese Tendenz auf mangelnde Differenzierungsfähigkeit, Entscheidungsschwäche oder Flucht- bzw. Vermeidungsverhalten der Jugendlichen zurückführen. Im Allgemeinen waren die Jugendlichen im Rahmen der Interviews sehr wohl imstande zu differenzieren und ihr Antwortverhalten – eben die Wahl einer mittleren Antwortkategorie – zu begründen. Dieses Antwortverhalten ist – so die Hypothese – Ausdruck einer starken Ambivalenz der Jugendlichen: Da ist einerseits die Wahrnehmung problematischer und konflikthafter Situationen in der Familie. Andererseits stellt die Fremdunterbringung, in der Schwere ihrer Konsequenz, ein einschneidendes Erlebnis dar, mit allen damit verbundenen Ängsten, Unsicherheiten und Hoffnungen, Möglichkeiten und Belastungen. Damit erklären sich zudem auch die deutlich positiveren Einschätzungen am Ende der SWG-Maßnahme, auch wenn eine gewisse Ambivalenz durchaus erhalten bleibt und die Zustimmung nicht in jedem Fall eine Uneingeschränkte ist. Klaus Wolf weist in Bezug auf Wirkungen von Fremdunterbringung aus AdressatInnenansicht darauf hin, dass das Zulassen von Ambivalenzen in der Reflexion über die Fremdunterbringungserfahrung ein „wirkmächtiger“ Faktor ist. Je offener Menschen mit Fremdunterbringungserfahrung „mit der Ambivalenz des Fremdunterbringungsprozesses umgehen können, desto wirkungsvoller sind die Impulse, die durch den Aufenthalt im Heim bewirkt werden konnten.“²⁶¹

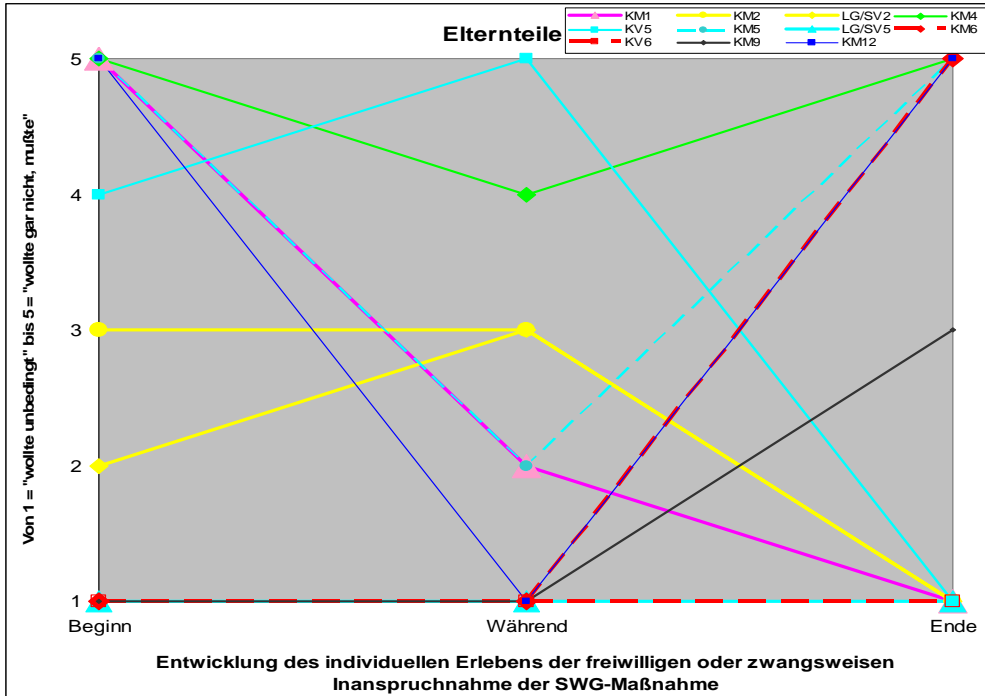
Die Skalenauswertungen in den Tabellen 1 und 2 zeigen Unterschiede im Zwangs- oder Freiwilligkeitserleben von Erwachsenen und Jugendlichen. Noch deutlicher werden diese Unterschiede in den Grafiken 1 und 2 zu individuellen Entwicklungen im Betreuungsverlauf. Darin wird die Heterogenität des Freiwilligkeits- und Zwangserlebens auf der jeweiligen Generationenebene ebenso deutlich, wie im Vergleich der beiden Generationen. In Familien, bei denen mehrere Mitglieder interviewt wurden, bewerten diese ihr Erleben zum Teil ähnlich, zum Teil aber auch

Tendenz zur Mitte bei Jugendlichen als Ausdruck starker Ambivalenzen

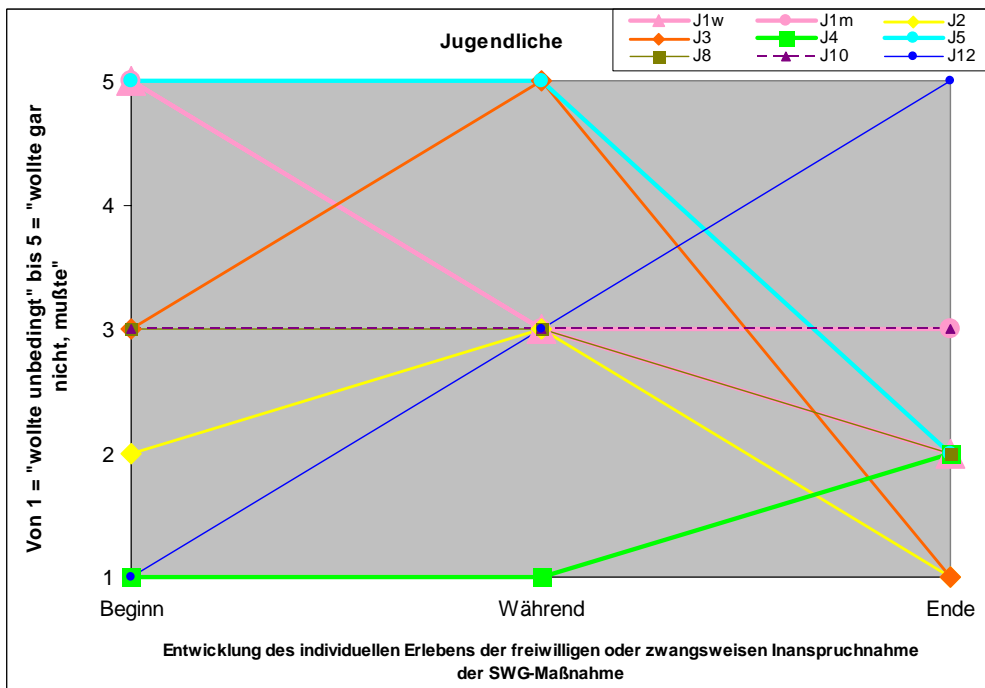
Heterogenität des individuellen Freiwilligkeits- und Zwangserlebens

²⁶¹ Wolf, 2007, S. 8

gänzlich konträr. Einige Verläufe weisen keine oder geringfügige Veränderungen auf. Bei anderen gab es auch auffällige Umschwünge der Einschätzungen im Verlauf der Maßnahme, bis hin zum „Switchen“ zwischen den Extremen.



Grafik 1: Entwicklung des individuellen Erlebens von Elternteilen in Bezug auf die freiwillige oder zwangsweise Inanspruchnahme der SWG-Maßnahme



Grafik 2: Entwicklung des individuellen Erlebens von Jugendlichen in Bezug auf die freiwillige oder zwangsweise Inanspruchnahme der SWG-Maßnahme

Diese Vielfalt deckt sich mit den Ausführungen in der Fachliteratur, wonach eine simple und starre Einteilung in „freiwillig“ oder „Zwang“ der Realität nicht gerecht



wird.²⁶² Die Interviews geben die wesentlichen Informationen zur Nachvollziehbarkeit dessen, warum die Beteiligten aus heutiger Perspektive die Angebote der SWG in Bezug auf Freiwilligkeit und Zwang so bewerten. Sie geben zudem Hinweise zu den Faktoren, die das Erleben von Freiwilligkeit und Zwang beeinflussen.

5.9.2 Womit erklären die InterviewpartnerInnen ihr Zwangs- oder Freiwilligkeitserleben?

Jene Faktoren, die laut InterviewpartnerInnen eine Entwicklung vom Zwangs- zum Freiwilligkeitserleben – oder umgekehrt – und somit die Entwicklung von entwicklungsfördernden Kooperationsbeziehungen beeinflussen, haben sich auch als wesentliche Punkte der vorangegangenen Frage zum Erleben der Familien herauskristallisiert. Da die Frage nach Kooperation im Zwangskontext aber eine wichtige ist, sollen die Faktoren inkl. Entwicklungen an dieser Stelle noch einmal komprimiert zusammengefasst werden:

Welche Faktoren führen InterviewpartnerInnen, die in der Skala eine Reduktion des Zwangserlebens und eine Erhöhung des Freiwilligkeitserlebens ankreuzten, als Begründung für diese Veränderung an?

Grundsätzlich lässt sich auch aus den Erläuterungen ableiten, dass das Erleben von Zwang, von eingeschränkter Autonomie und Mitbestimmungsmöglichkeit, für die Interviewten eine große Irritation und Belastung darstellte. Vor allem bei den Erwachsenen ist dieses Thema auch heute noch hochemotional besetzt. In den Interviews wird deutlich, wie Erwachsene und Kinder mit unterschiedlichen Strategien versuchten, diese Autonomie und Selbstbestimmungsmöglichkeiten wieder herzustellen resp. zu erweitern. Es fällt auf, dass jene InterviewpartnerInnen, die den Betreuungsbeginn als Zwangsmaßnahme erlebten, die Einleitung der SWG nicht als ihre erste Erfahrung mit Zwangskontexten beschreiben. Bei den betreffenden ElternTeilen fügt sich die SWG-Maßnahme direkt in eine Reihe von vorangegangenen Zwangsmaßnahmen ein.

Eine Wiederholung erlebten auch jene Jugendliche, die absolut nicht in die SWG wollten: Sie mussten bereits vorher mehrere Wechsel von privaten und institutionellen Bezugspersonen bewältigen und erlebten die Fremdunterbringung in der SWG als einen weiteren, unerwünschten Betreuungs- und Umfeldwechsel. Das Gefühl, bei der Entscheidung für die Fremdunterbringung von Seiten der Jugendwohlfahrt ohne Alternativangebote unter Druck gesetzt worden zu sein, begünstigt auch bei vorhandenem Problemdruck tendenzielles Zwangsempfinden.

Eine deutliche Reduktion des Zwangserlebens im Betreuungsverlauf führen ElternTeile vor allem auf ihre konkreten Erfahrungen in der therapeutischen und sozialpädagogischen Elternarbeit zurück. Diese hätten die Basis für die Entwicklung von vertrauensvollen und hilfreichen Beziehungen ermöglicht und die begründete Hoffnung entstehen lassen, mit Hilfe der SWG das Ziel Rückführung zu erreichen. Diese Punkte werden als zentrale Faktoren dafür benannt, warum sie sich auf die Zusammenarbeit einließen. Zudem motivierte der Wunsch, weiterhin oder wieder für das Kind Verantwortung zu übernehmen, wie eine Mutter schildert: „Dass sie eben weiß, dass irgendwer da ist für sie, das war eigentlich der Anhaltspunkt, warum i dann wirklich gern hingegangen bin.“²⁶³ Die Bemühungen von ElternTeilen in der Zusammenarbeit mit SozialpädagogInnen und TherapeutInnen erhöhten auch bei

²⁶² Conen, 1999, S. 286; Kähler, 2005, S. 16

²⁶³ F5KM

Vertrauensbeziehung auf
Grund konkreter
Unterstützungserfahrungen

Verantwortung und
Hoffnung

Jugendlichen das Vertrauen in ihre Eltern. Weil Rückführungen sich zu realisierbaren und guten Optionen für Jugendliche entwickelten, beschreiben auch sie ihre erhöhte Zustimmung zur und ihre Bemühungen im Rahmen der SWG-Maßnahme. Beim Betreuungsende erhöht sich die Einschätzung von ElternTeilen, dass das auch ihre Entscheidung war, deutlich. In einigen Fällen erhöhte sich das Freiwilligkeitserleben im Betreuungsverlauf kontinuierlich. Bei anderen erhöhte es sich zu Betreuungsende wieder, nachdem es sich im Betreuungsverlauf reduziert hatte. Und bei weiteren erhöhte sich das Freiwilligkeitserleben zum ersten Mal im gesamten Prozess bei Betreuungsende. InterviewpartnerInnen erklären das vor allem damit, dass sie ihr erklärtes Ziel „Rückführung“ erreicht hatten. Teilweise gehen Beschreibungen auch dahin, mit dieser Zielerreichung auch den „Kampf“ gegen den anderen ElternTeil oder das Jugendamt gewonnen zu haben. In Beschreibungen kommt aber auch die Erleichterung über das Ende einer auch sehr belastenden, konflikthaften und lang andauernden Lebensphase zum Ausdruck. Bei den Jugendlichen tauchen neben differenzierteren Skalierungen auch differenziertere Begründungen auf, auch wenn grundsätzlich alle Jugendlichen – mit einer Ausnahme – das Betreuungsende auch als ihre Entscheidung empfanden. Auffallend ist aber, dass bei den zwei Jugendlichen, die das Betreuungsende absolut auch als ihre Entscheidung erlebt hatten, in den Rekonstruktionen nach einer tendenziell gewollten Fremdunterbringung, die belastenden Erfahrungen dieser Lebensphase dominieren. Warum erlebten die anderen Jugendlichen trotz Zielerreichung das Betreuungsende nicht auch klar als ihre Entscheidung? Es gibt deutliche Hinweise darauf, dass Jugendliche sich auf Grund ihrer bisherigen Erfahrungen, die auch Enttäuschungen beinhalteten, eine Grundskepsis oder nicht zu viel Euphorie oder realitätsnahen Pragmatismus vorbehalten: „Unbedingt. Unbedingt is bei mir gar nichts, also.“²⁶⁴ Auch eine unveränderte Familiensituation dämpft im Nachhinein die Einschätzung, einen Abbruch absolut gewollt zu haben. Das Betreuungsende bedeutete für einige Jugendliche aber auch Abschied von Menschen, die in einer Lebensphase für sie sehr wichtig waren. Sie hatten in der SWG FreundInnen und Vorbilder finden, sich von Anfang an oder im Laufe der der Zeit auf die Betreuung einlassen und diese für sich und ihre Zukunftsgestaltung nutzen können. Diese Einschätzung, dass sie die Rückführung eher oder teilweise wollten, ist in Interviews auch Ausdruck der Bedeutung, die sie den Erfahrungen in der SWG beimessen. Diese ‚gemischten Gefühle‘ am Schluss bringt ein Jugendlicher auf den Punkt: „I wollt ja heim und wollt eigentlich dort bleiben, ein bissl noch mit meiner Gruppe.“²⁶⁵

Welche Faktoren führen InterviewpartnerInnen, die in der Skala eine Reduktion des Freiwilligkeitserlebens und eine Erhöhung des Zwangserlebens ankreuzten, als Begründung für diese Veränderungen an?

Eine Reduktion des Freiwilligkeitserlebens oder eine Erhöhung des Zwangserlebens wird in Interviews mit ElternTeilen einerseits damit begründet, dass sie im Zuge der Fremdunterbringung ihre gewohnten Einflussmöglichkeiten in Bezug auf die Entwicklung des Kindes reduziert sahen. Das konnte einerseits mit den Vorgaben der Jugendwohlfahrt oder den Rahmenbedingungen der SWG zusammenhängen. Andererseits führten sie diese Verringerung auf die zunehmenden Beteiligungsmöglichkeiten der Jugendlichen und die Miteinbezugnahme von getrennt lebenden Elternteilen inkl. neuer LebenspartnerInnen, die je ihre Interessen einbrachten, zurück. In ihrer Lesart hatte das einen Machtverlust zur Folge, vor allem wenn es auf der Erwachsenenebene ungelöste Konflikte gab. Zuspitzung fand dies in Ziel- und Loyalitätskonflikten, ob das Kind zur Mutter oder zum Vater rückgeführt werden soll und möchte. Andererseits wurde diese vermindert Zustimmung sowohl

Zielerreichung

Abschied

Verringerung der Einflussmöglichkeiten von Eltern während der Fremdunterbringung

²⁶⁴ F1w

²⁶⁵ F10m

Anforderungen des
SWG-Lebens und
Konflikte

Persönliches Ziel wurde
nicht erreicht

von Eltern wie Jugendlichen mit Anforderungen und Regelungen des SWG-Lebens,

Konflikten unter Jugendlichen und mit SozialpädagogInnen sowie mit teilweise als unverhältnismäßig und nicht nachvollziehbar erlebten „Konsequenzen“ begründet. In Bezug auf das Betreuungsende beschreiben manche Elternteile erstmalig oder wieder (nach einem „Switchen“ zur Zustimmung während der Betreuung) ein Zwangserleben. Diese Reduktion des Freiwilligkeitserlebens bzw. das Gefühl, die Entscheidung zur Kenntnis nehmen zu müssen, beschreiben vor allem jene Elternteile, wo Jugendliche sich gegen eine Rückführung zu ihnen entschieden hatten oder das Jugendamt diese ablehnte. In den meisten diesbezüglichen Fällen war es zu Zielkonflikten zwischen getrennt lebenden Elternteilen und Jugendlichen oder zwischen Jugendwohlfahrt und Familie gekommen. In Folge dessen wurden persönliche Ziele von ElternTeilen nicht erreicht. Vor allem bei jenen, die sich ausgehend von einem Zwangskontext während der Betreuung als sehr verlässlich und voll Engagement in der Zusammenarbeit mit der SWG erlebt hatten, dominiert dadurch im gesamten Interview ein hoher Grad an Enttäuschung und Frustration. Aber auch ein Abbruch gegen den Willen von Jugendlichen wird als Zwangsmaßnahme erlebt.

... und quer dazu gibt es noch:

Auch in der Entwicklung des Zwangserlebens lassen sich aber nicht simple, allgemeingültige Kausalzusammenhänge herstellen. So gibt es auch InterviewpartnerInnen, die positive, nachhaltige Erfahrungen und nachhaltige Veränderungen in Folge gelungener Zusammenarbeit beschreiben, dennoch reduzierte sich das Zwangserleben im Betreuungsverlauf nicht oder nur sehr gering und bleibt als stark belastende Grundstimmung. Das Beispiel einer Jugendlichen gibt Hinweise darauf, dass das andauernde hohe Zwangserleben nicht nur mit dem Überweisungskontext und der konkreten Situation in der SWG in Zusammenhang steht, sondern auch mit biographischen Erfahrungen vor der SWG. Mit der Formulierung „I bin immer hin und her geschoben worden“²⁶⁶, verdeutlicht sie ihre Erfahrungen von Brüchen, Ausgeliefert-Sein und kindlichen Abhängigkeiten. Interessant ist die Einschätzung einer Mutter, die das Betreuungsende als absolut nicht ihre Entscheidung einschätzte, obwohl ihr Kind wie angestrebt wieder zu ihr rückgeführt wurde. Im Interview erläutert sie, warum die Zielerreichung nicht automatisch zu einer Reduktion des Zwangserlebens führte. Sie wollte die Fremdunterbringung grundsätzlich nicht. Da die Fremdunterbringung so lange dauerte und die Rückführung durch Behördenwege noch zweimal verschoben wurde, dominiert auch beim Betreuungsende das Zwangserleben.

Einen gleichbleibenden mittleren Wert wiederum erklären Jugendliche mit positiven und hilfreichen, aber auch belastenden und negativen Aspekten einer Fremdunterbringung in der SWG. Individuell werden eher die Möglichkeiten des Angebots, die eigene Auseinandersetzung/Selbstaktivierung und somit eigentlich die Erhöhung des Freiwilligkeitserlebens wahrgenommen.

Fazit aus Akten-, Skalen- und Interviewauswertung:

- 🌀 Aus Interviews und Akten wird deutlich, dass es selbstinitiierte – also freiwillige – wie zwangsweise Fremdunterbringungen in der SWG gab. Bei einem Teil dieser außeninitiierten Fremdunterbringungen war der Druck eher milde, bei einem Teil gewichtiger und mit Sanktionsdrohungen oder bereits durchgesetzten Konsequenzen verbunden.

Zwangs- und
Freiwilligkeitserleben sind
individuell, differenziert
und prozessorientiert zu
betrachten

²⁶⁶ F5w

- ③ Zwang oder kein „Zwang, Freiwilligkeit oder Unfreiwilligkeit sind nicht in diesen „reinen“ Polaritäten zu finden, sondern haben Abstufungen.
- ③ Unterschiedliche Beteiligte erleben Zwang unterschiedlich.
- ③ Das individuelle Zwangs- oder Freiwilligkeitserleben kann sich im Betreuungsverlauf sowohl hinsichtlich der Abstufungen aber auch der Einflussfaktoren bei gleichbleibendem Level verändern.
- ③ Die Einschätzung von Freiwilligkeit oder Zwang muss nicht direkt korrelieren mit eigener Veränderungsperspektive oder Widerstand.
- ③ Positive Erfahrungen können Zwangserleben reduzieren, müssen es aber nicht. Mit erhöhten Belastungen erhöht sich die Wahrscheinlichkeit von reduziertem Freiwilligkeits- und erhöhtem Zwangserleben.

6 Abgeleitete Fragen, Themen und Empfehlungen

6.1 Empfehlungen der InterviewpartnerInnen – „Dass sie das weiterhin so machen. Aber sie könnten ein wenig verbessern, tät i schon sagen.“²⁶⁷

In zahlreichen Interviews finden sich – wie in der Überschrift – bestärkende Rückmeldungen von Jugendlichen wie ElternTeilen, die die Arbeit der SWG grundsätzlich wertschätzen. Bestärkende Empfehlungen, wo diese eingeschlagenen Wege, Herangehensweisen und Haltungen weiter verfolgt und vertieft werden sollen, lassen sich aus den wirkmächtigen Faktoren und dem, was als hilfreich und positiv erlebt wurde, ableiten.

Selbstäußerungen der InterviewpartnerInnen,

- ☺ was sie als belastend erlebt haben,
- ☺ was sie sich anders oder zusätzlich gewünscht hätten,
- ☺ wovon sie – weil sie es auch in unterstützender Form erlebt hatten – gern mehr gehabt hätten und
- ☺ wo sie welche Veränderungen anregen würden,

führen zu folgenden Empfehlungen der InterviewpartnerInnen:

6.1.1 An die SWG

Entscheidungskompetenz für die SWG

In zahlreichen Interviews wünschen sich ElternTeile mehr Entscheidungskompetenz und nicht nur Mitsprachemöglichkeit für die SWG. Sie sollten nicht nur ihre Erfahrungen und Einschätzungen dem Jugendamt zur Verfügung stellen, sondern auch Entscheidungen treffen dürfen. Diese ElternTeile begründen das damit, dass die MitarbeiterInnen der SWG über die Betreuung und Zusammenarbeit mit den Eltern, „wissen wie das wirklich ist“.²⁶⁸ Dieser Wunsch nach Entscheidungskompetenz bezieht sich vor allem auf die Frage, ob und wann Rückführung stattfindet.

Kompetenzen der Fachkräfte

ElternTeile wie Jugendliche haben im Laufe der SWG- Maßnahme unterschiedliche VertreterInnen der unterschiedlichen Professionen erlebt. Vor diesem Erfahrungshintergrund und angesichts der komplexen Anforderungen an die Fachkräfte, schätzen und erwarten sie, dass diese über die Ausbildung hinaus Berufserfahrung sowie erprobte Kompetenzen in der Arbeit mit belasteten Familien mitbringen.

Mehr Zeit, zuhören, eingehen und verstehen

Vor allem von den SozialpädagogInnen wünschen sich die meisten Jugendlichen mehr Zeit und formulieren das auch als Empfehlung. In den Gesprächen verdeutlichen einige Jugendliche, dass ihnen die Gründe für die beschränkte Zeit durchaus bewusst sind, für andere wird ‚das Büro‘ zum ‚dubiosen Zeitdieb‘. Diese Zeit wird mit dem Bedürfnis verknüpft, dass Menschen da sind, mit denen man reden kann, die zuhören, auf einen eingehen, verstehen und somit gut helfen können. Jugendliche wie

²⁶⁷ F10m

²⁶⁸ F5KV

Entscheidungs-
kompetenz statt
Mitsprachemöglichkeit

Ein breites Repertoire an
Kompetenzen und
Erfahrungen

ElternTeile wünschen sich das aber nicht nur von einer/einem oder ein paar ‚exklusiven BetreuerInnen‘, sondern von allen – was angesichts des Turnusmodells durchaus nachvollziehbar und auch sinnvoll scheint. Jugendliche wie ElternTeile empfehlen dieses Zeitnehmen, um sich mit Jugendlichen auseinanderzusetzen, auch bei Regelübertretungen oder Konflikten („beim Strafen halt ein bissl wenn es geht mehr zuhören“²⁶⁹), anstatt „nur Konsequenzen ausgeben“²⁷⁰. Jugendliche empfehlen zudem die Möglichkeit individueller Betreuungszeiten mit Bezugs- oder einer/einem wichtigen BeziehungsbetreuerIn. Vor dem Hintergrund der verfügbaren Zeit und organisatorisch-administrativer Aufgaben von BezugsbetreuerInnen werden Bezugsbetreuungen durch eine/n MitarbeiterIn, der/die eine Arbeitszeit von nur 20 Wochenstunden hat, ungünstig eingeschätzt.

Mehr Freizeitaktivitäten

Zeit ist auch ein Aspekt beim Wunsch nach mehr Freizeitaktivitäten. Dabei geht es nicht nur um individuelle und selbstorganisierte Freizeit, die ihren Rahmen in der Tagesstruktur findet, sondern auch um gemeinsame Freizeitaktivitäten mit anderen MitbewohnerInnen und SozialpädagogInnen. Vor allem mehrere Jugendliche empfehlen, dass „mit den Kindern“ mehr unternommen und gespielt wird. Sie verbinden damit Spaß und Ablenkung von ihren belastenden Situationen und betonen den beziehungs- und gemeinschaftsfördernden Wert von Freizeitaktivitäten. Den Jugendlichen ist dabei eine Einschränkung durch Tagesstruktur, personelle Ressourcen und Wochenenden zu Hause bewusst.

► *Thema der beiden letztgenannten Empfehlungen: Herstellung/Verhandlung von Balance zwischen Gruppenangeboten und spezifischer Einzelbetreuung, zwischen pädagogisch inszenierter und selbstbestimmter Zeit, zwischen Klarheit von Regeln und gleichzeitiger Offenheit für den Einzelfall.*

6.1.2 Von Eltern an Eltern

ElternTeile würden anderen Eltern die SWG weiterempfehlen, wenn diese in der Erziehungssituation wirklich nicht mehr weiter wüssten. Auch das direkte Kontaktieren der SWG bei Erziehungsschwierigkeiten wird als Option genannt. Die SWG wird beispielsweise mit „ein Hit“ oder „super Hilfe“ bedacht. Gleichzeitig würde Frau Rofner nicht verschweigen, dass die SWG „schon eine schwere Schul is. [...] Na, das war eine furchtbare Zeit. I wünsch es keinem, muss i ehrlich sagen, [...] ich mein, es is gut, dass es da is, ja, aber wenn du es nicht brauchst is es noch besser.“²⁷¹

ElternTeile, die ihr persönliches Ziel nicht erreicht hatten und das Kind zum anderen ElternTeil rückgeführt werden wollte, verarbeiten dies unterschiedlich. Frau Ortner würde, weil sie die Zusammenarbeit positiv erlebt hatte, Hilfe empfehlen, weil „wie es dann im Endeffekt ausgegangen is, das kann keiner im Vorhinein wissen“.²⁷² Frau Drechsl wiederum würde trotz positiver Erfahrungen nichts empfehlen: „I tät mich nicht einmischen. Das Kind soll einfach mit dem Schädel durch die Wand rennen, wenn sie unbedingt muss. Weil wenn du dich einmischst, bist erst der Dodel.“²⁷³

²⁶⁹ F5KV

²⁷⁰ F3w

²⁷¹ F3KM

²⁷² F6KM

²⁷³ F5KM

Zeit für
Auseinandersetzung

Spaß und Ablenkung von
ihren belastenden
Situationen

Die SWG ist „ein Hit“ in
scheinbar aussichtslosen
Situationen, dabei aber
auch „eine schwere
Schul“

Die SWG ist „hart“, aber auch „cool“, wenn es zu Hause gar nicht mehr geht

Auf Grund ihrer Erfahrungen in Bezug auf die Einschränkung ihrer Entscheidungsmöglichkeiten, würden aber auch Eltern Teile unabhängig vom Erfolg zu Vorsicht bei der Hilfesuche am Jugendamt raten. „Sehr gut aufpassen, ja nicht unterschreiben, weil da wirst gelinkt bis zum geht nicht mehr, da hast nachher nichts mehr zum Reden, das wird nicht mehr so gemacht, wie es dir vorher gesagt wird.“²⁷⁴

6.1.3 Von Jugendlichen an Jugendliche

Jugendliche würden auf Grund ihrer unterschiedlichen Erfahrungen mit der SWG aber auch mit anderen Fremdunterbringungen Unterschiedliches empfehlen. Auf der einen Seite finden sich Jugendliche, denen „das drinnen getaugt“²⁷⁵ hat oder gegebenenfalls eigenen Kinder in der SWG temporär fremd unterbringen würden. Auf der anderen Seite würden Jugendliche anderen Jugendlichen bei „Stress“ mit den Eltern raten, das Problem noch zu Hause – durch Reden oder mit Unterstützung von Fachkräften – zu lösen. Bemerkenswert ist die Überlegung einer Jugendlichen mit zahlreichen Fremdunterbringungswechseln, die auf Grund der eigenen Erfahrung die Wahrscheinlichkeit einer anstrengenswerten Rückführung ab der ersten Fremdunterbringung sukzessive reduziert bewertet. Deshalb sollte ambulant versucht werden, „dass das halt funktioniert und dass sie nicht woanders hin muss oder will“, damit die, „die halt noch nicht irgendwo anders warn und noch die Chance haben, dass sie zuhause irgendwas regeln“.²⁷⁶

Ein paar Jugendliche würden anderen Jugendlichen von einer WG oder der SWG abraten, wobei bei Gewalt in der Familie und wenn in der SWG ‚mehr mit den Jugendlichen geredet wird‘ eine Fremdunterbringung dort empfehlenswert wäre: „Dann würd i denen schon raten da reingehen, dass des super is.“²⁷⁷

Was das Leben in der SWG betrifft rät ein Jugendlicher, dass man sich bemühen und tendenziell auf die SozialpädagogInnen hören sollte, ohne dabei „so ein Schatzi“ zu sein. „Ein paar Ausrutscher können sein.“²⁷⁸ Es gibt auch Jugendliche, die nach planmäßiger oder abbruchbedingter Rückführung anderen Jugendlichen Geduld und einen Verbleib in der SWG mit dem Ziel „Betreutes Wohnen“ empfehlen würden. „ich mein, es is schwer, aber wenn du dich an die Regeln haltest, geht es eh. Also ... jetzt denk i halt wieder anders wie dort. Ich mein, mich würd es heute noch immer gleich anzipfen.“²⁷⁹

6.2 Abgeleitete Themen und Fragen

Aus dem Datenmaterial der Interviews aber auch der Akten, lassen sich Themen und Fragen ableiten, die sich für eine inhaltliche oder konzeptionelle Diskussionen zur Reflexion und Weiterentwicklung der SWG deutlich anbieten:

Reflexion des Zugangsmodells Zwangskontext und der damit verbundenen Implikationen

Die SWG formuliert in ihrem Konzept, dass Aufnahmen mit dem Ziel Rückführung an die Voraussetzung geknüpft sind, dass die Jugendwohlfahrt im Zwangskontext Auflagen formuliert, die im Rahmen der Familientherapie bearbeitet werden müssen

²⁷⁴ F5KV

²⁷⁵ F4m

²⁷⁶ F12w

²⁷⁷ F3w

²⁷⁸ F1m

²⁷⁹ F5w

Zur Reflexion, für weitere Auseinandersetzung und zur Weiterentwicklung

und für deren Nichteinhaltung bereits zu Beginn Konsequenzen verdeutlicht werden. In diesem Kooperationsmodell haben JugendamtssozialarbeiterInnen nicht nur die Rolle der AuftraggeberInnen, sondern auch derer die kontrollieren, entscheiden und sanktionieren. Die SWG ist in der Position derer, die hilft. Anhand der Daten zeigt sich, wo vor allem die unterstützende Rolle der SWG hilfreich war, es werden aber auch folgende Themen und Diskussionspunkte deutlich:

1. Werden JugendamtsmitarbeiterInnen nur als diejenigen wahrgenommen, die kontrollieren und sanktionieren, ohne dass eine Form der Beziehungsqualität besteht, die eine Unterscheidung zwischen Rolle, Funktion und Person erlaubt oder in der JugendamtsmitarbeiterInnen als auch unterstützend erlebt werden, bleibt die Jugendwohlfahrt unabhängig vom Betreuungserfolg ein ‚misstrauenswertes Feindbild‘. Es gibt deutliche Hinweise, dass sich damit die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass sich Familien bei etwaigen Belastungssituationen nach Beendigung der SWG-Maßnahme nicht mehr an die Jugendwohlfahrt wenden. Dies wäre als kritische, nicht intendierte Nebenwirkung zu identifizieren.
2. Am Beispiel von Rückführungen nach Abbrüchen oder diffusen Beendigungen wird deutlich, dass etwaige – beispielsweise in den Akten formulierte – Konsequenzen bei Nichteinhaltung der Auflagen nicht ihre Entsprechung fanden.
3. Die SWG wird zwar schwerpunktmäßig als Unterstützung erlebt, aber implizit, vermittelt durch die Strategien der InterviewpartnerInnen, auch ein Stück als Teil des Kontrollsystems.
4. Gleichzeitig verdeutlichen Interviews, dass die im Konzept verankerte Entbindung von der therapeutischen Schweigepflicht von InterviewpartnerInnen nicht so wie formuliert, erlebt wurde. Es gibt deutliche Hinweise darauf, dass das nicht nur mit den subjektiven Rekonstruktionen der Interviewten zusammenhängt, sondern dass es auch unterschiedliche Herangehensweisen bei den TherapeutInnen gibt.

Anregung: Nach 5 Jahren Erfahrungen mit dem Zugangsmodell „Zwangskontext“, den damit verbundenen Überlegungen zu Rollen, Verantwortlichkeiten, Haltungen, Abwicklungen und Herangehensweisen, empfiehlt sich eine Reflexion über die Umsetzung im Team inkl. TherapeutInnen, aber auch mit den KooperationspartnerInnen der Jugendwohlfahrt.

Wer entscheidet, ob die SWG mit dem Zugangsmodell „Zwangskontext“ arbeitet? Ist dieses Modell das zentrale konzeptionelle Merkmal der SWG in der Zusammenarbeit mit Herkunftssystemen und ergibt sich somit der mehr oder weniger „verborgene Auftrag“ an die Auftraggeber Jugendwohlfahrt, das diese einen Zwangskontext herstellen, wenn sie mit Ziel Rückführung fremd unterbringen wollen? Oder bietet die SWG der Jugendwohlfahrt an, bei Fremdunterbringungen mit dem Ziel Rückführung auch mit dem Zugangsmodell „Zwangskontext“ zu arbeiten, wenn die Jugendwohlfahrt diesbezüglich anfragt und die damit verbundenen Voraussetzungen gegeben sind?

Unter welchen Voraussetzungen kann im Zwangskontext mit entsprechender Rollen- und Verantwortlichkeitsaufteilung gearbeitet werden, ohne dass sich angesichts der tendenziell erlebten „bad cop-Rolle“ der SozialarbeiterInnen die Schwelle erhöht, deren Unterstützung bei späteren Krisen anzufordern?

Unabhängig von der Bewertung von Auflagen und Konsequenzen: Was ist der Sinn eines Konstrukts von Zwang, Auflagen und Konsequenzen, wenn es bei ‚schwer haltbaren Jugendlichen‘ aus ‚schwer erreichbaren Familien‘ wieder nach Hause geht, weil es keine Alternativen zu geben scheint?

Welche Strategien im Umgang mit Vertraulichkeit und Verschwiegenheit im therapeutischen Setting sind sinnvoll, fachlich und ethisch vertretbar?

Was bedeutet eine ‚neutrale‘ im Vergleich zu einer ‚parteilichen‘ Haltung für die unterschiedlichen therapeutischen und sozialpädagogischen MitarbeiterInnen? Kann es – gerade im sozialpädagogischen Arbeiten – bei bestimmten Jugendlichen Phasen

geben, wo eine dezidiert parteiliche Haltung Sinn macht? Im Vergleich verschiedener Studien kommt Klaus Wolf zum Schluss, dass angesichts von Loyalitätskonflikten eine vermittelnde Rolle grundsätzlich Sinn macht. Bei Jugendlichen mit hochkonflikthaften Beziehungen zu den Eltern kann eine temporäre Parteilichkeit, in der der/die Jugendliche erfährt, dass sich nicht schon wieder die Erwachsenen gegen ihn/sie verbünden, durchaus wirksam sein. Ziel ist wieder die vermittelnde Position.²⁸⁰

Zielgruppe

Eine Haltung der SWG ist es, dass es keine „hoffnungslosen“ Fälle gibt, dass sie sich „die Kinder nicht aussuchen“, also bei Anfragen prinzipiell alle aufnehmen. Auch wenn die planmäßigen und positiven Beendigungen überwiegen, heißt es aber nicht, dass es keine ungünstigen Verläufe mit Abbrüchen gibt. Es gibt plausible Hinweise darauf, dass diese grundsätzlich positive Haltung damit auch nicht intendierte Nebenwirkungen hat und die SWG zu einem problemverstärkenden ‚Durchlauferhitze‘ werden könnte, wenn sie letztlich nach ‚versprochener Hoffnung‘ zu einer erneuten Erfahrung des Scheiterns und der Beziehungsabbrüche führt. Was braucht es zusätzlich zum Bewährten an Herangehensweisen, individuellen Settings, Ressourcen oder organisatorischer Rahmung, damit sich Abbrüche und ‚diffuse Beendigungen‘ weiter reduzieren? Ist es möglich, für diese ‚nicht ausgesucht‘ Ausgesuchten den individuell passenden Entwicklungsraum im Zusammenspiel mit dem Gruppensetting zur Verfügung zu stellen?

Konzeptadaption bzw. -erweiterung

Im Konzept der SWG wie auch in Gesprächen formuliert, können Fremdunterbringungen in der SWG mit dem Ziel „Rückführung“ aber auch „langfristige Fremdunterbringung“ initiiert werden. Gleichzeitig scheint sich ein großer Teil des Konzepts mit zentralen Inhalten – wie beispielsweise die Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem im Zwangskontext inklusive der verordneten familientherapeutische Begleitung – nur auf den Rückführungsprozess zu beziehen.

Anregung: Auch wenn sich die Ziele im Betreuungsprozess verändern können, empfiehlt es sich im Sinne der Nachvollziehbarkeit des Konzepts aber auch der Arbeit der SWG, die verschiedenen Prozesse mit ihren Unterschieden und Gemeinsamkeiten explizit an- und auszuführen.

Neben Rückführung und längerfristiger Fremdunterbringung bietet die SWG auch Aufnahmen mit einem Clearingauftrag an, was auch bei knapp einem Drittel der Zielgruppe der Evaluationsstudie das Ausgangsziel war. Der Clearingprozess ist im Konzept noch nicht abgebildet und auch aus den Interviews wurde Clearing nicht deutlicher. Drei der vier Clearingaufträge endeten noch innerhalb des ersten Jahres mit einem Abbruch oder einem diffusen Ende, wobei das diffuse Ende durchaus auch als Abbruch interpretiert werden könnte. Mit zwei dieser Familien wurden auch Interviews geführt, die tendenziell sehr viel Unklarheit und Unsicherheit während der Betreuung vermittelten.

Anregung: Konzeptionelle Überlegungen zum Clearingauftrag:

Was wird unter Clearing verstanden? Wird Clearing nur in Bezug auf die daraus resultierenden Ziele im Rahmen der weiteren SWG-Maßnahme verstanden oder bietet sich die SWG auch als Clearingeinrichtung an, die andere Einrichtungen und Angebote empfehlen kann (i. S. Clearing anstelle der JUWO oder der HP-Station)? Was soll von welchen Personen mit welchen Herangehensweisen in welchem Zeitraum geklärt werden? Was soll am Ende des Prozesses rauskommen? Welche Ressourcen werden dafür benötigt? Macht beispielsweise angeordnete

²⁸⁰ Wolf, 2007, S. 39

Familientherapie im Clearing Sinn? Wie vermittelt man Familien Clearing sicherheits- und vertrauensstiftend?

„Einhängen“ der verpflichteten therapeutischen Begleitung

In einigen Interviews wird deutlich, dass sich auch im Zwangskontext Eltern Teile dem therapeutischen Setting entzogen haben. Es scheinen deutlich mehr Mütter wie (Stief)Väter das Setting zu nutzen. Das dürfte unter anderem mit einer geschlechtsspezifischen Komponente zu tun haben, in der Frauen grundsätzlich mehr für die Kindererziehung zuständig sind, damit bei Problemen mehr verantwortlich gemacht werden und sich auch so fühlen und sich in den Gesprächen verständnisvolle Stärkung erhoffen. Aus dieser Position des sich Schuldigfühlers konnte eine angeordnete familientherapeutische Begleitung aber auch als Schuldzuweisung empfunden werden. Wie kann eine angeordnete familientherapeutische Begleitung eingefädelt werden, dass es für die Familien so weit nachvollziehbar ist, dass sie erst einmal nicht völlig ablehnend hingehen? Wie kann auch die Erreichbarkeit von Männern für therapeutische Begleitung erhöht werden? Welche Settings oder Herangehensweisen bieten sich an – vielleicht auch vor dem Hintergrund, dass die Männer aus der Zielgruppe des Forschungsprojekts tendenziell sehr traditionelle Männer- und Väterrollenbilder zu haben scheinen, in denen der Mann als Ernährer und weniger als Erzieher im Vordergrund steht?

Strategien im Umgang mit andauernden Konflikten in Familien

Die Familien aus dem Forschungsprojekt leben zum größten Teil in sehr komplexen Familiensystemen mit hochkonflikthaften Scheidungs- und Patchworksituationen und lang andauernden, generationsübergreifenden Konflikten. In einigen dieser Familien aktualisierten sich diese Konflikte im Betreuungsprozess laufend und konnten sich nicht lösen. Welche zusätzlichen Strategien bei Ziel- und Loyalitätskonflikten in den Familien sind möglich? Stellen sich ungelöste Ziel- und Loyalitätskonflikte und die damit verbundenen, unveränderten Strategien des Hin und Her für die Beteiligten als so sinnvoll heraus, dass sie dabei bleiben?

Welche Ängste und Befürchtungen werden mit Eindeutigkeiten verbunden und bräuchten diese Elternteile deshalb noch intensivere, ev. geschlechtsspezifische, persönliche Stärkungsprozesse, um zu ihren eindeutigen und mutigen Zielen, Entscheidungen und Handlungen zu kommen? Wobei sich damit verbunden auch die Frage stellt, ob Stärkungsprozesse auf therapeutischer und pädagogischer Ebene – angesichts prekärer Lebenssituationen von Frauen in finanziellen Abhängigkeitsverhältnissen und tendenziell armutsbelasteten Familien – zu wenig weit greifen? Macht in Familien mit derartigen, schwer irritierbaren Strategien, ein noch ausgeweiteterer Focus auf die Stärkung der Kinder Sinn?

Ort für „Sozialarbeiterisches“

Es wurde bereits angesprochen, dass möglicherweise eine auch ökonomische Abhängigkeit der Mütter, Veränderungen nur bedingt zulässt. Gleichzeitig weisen Interviews darauf hin, dass sowohl im pädagogischen wie therapeutischen Setting Unterstützung in der Alltagsorganisation, bei der Existenzsicherung oder im Umgang mit Behörden, gewährt wurde. Dieses Angebot wurde als sehr hilfreich erlebt und macht mit Verweis auf die „Maslowsche Bedürfnispyramide“ auch Sinn. Im Konzept ist dieses Angebot, das man tendenziell auch in der Verantwortung von SozialarbeiterInnen sehen könnte, nicht verankert.

Anregung: Wenn mit einer möglichen Rückführung auch diese Fragen verbunden sind, sollten dementsprechende Ressourcen zur Bewältigung zur Verfügung gestellt werden. Ist das von Seiten der Jugendwohlfahrt auf Grund mangelnder Ressourcen oder fehlender Vertrauensbeziehung („bad cop“) nicht möglich, ist eine Erweiterung des Konzepts um diese Komponente durchaus plausibel – auch im Sinne einer

Abbildung der jetzt schon geleisteten Arbeit. Dabei wäre es zu überlegen, an welcher Stelle mit welchen Kompetenzen und Ressourcen das gut angesiedelt wäre.

Weiterentwicklung von Konflikt- und Deeskalationsstrategien

In den Erzählungen der InterviewpartnerInnen wird immer wieder auf herausfordernde und konfliktreiche Situationen im WG-Alltag zwischen Jugendlichen sowie zwischen Jugendlichen und Fachkräften verwiesen. Jugendliche wie Eltern machen über ihre Erzählungen zugänglich, welche Konfliktlösungsstrategien von Fachkräften sie in diesen Situationen und für die eigene Entwicklung als hilfreich erlebt haben und welche sie als wenig entwicklungsfördernd kritisieren. Auf Basis dieser differenzierten Erfahrungen empfehlen sie eine Weiterentwicklung dieser Strategien. Grundsätzlich, so Münstermann, ist die Fremdunterbringung „ein institutionelles Lebensfeld, in dem Auseinandersetzungen über Grenz- und Normverletzungen zum Alltag gehören“²⁸¹. In diesem komplexen Alltagsgeschehen entstehen Eskalationsprozesse in Wechselwirkungen zwischen personaler, prozesshafter, systemischer und institutioneller Ebene, so Mathias Schwabe zu Eskalation und Deeskalation in Fremdunterbringungseinrichtungen.²⁸²

Fragen zur Reflexion und Weiterentwicklung im Team:

Welche professionellen Strategien, Haltungen, Strukturen und Unterstützung im Umgang mit Konflikten werden von MitarbeiterInnen als hilfreich erlebt? Unter welchen Bedingungen entstehen die beschriebenen Situationen, in denen auch das Ohnmachtsgefühl dominiert? Welche Möglichkeiten und Räume der eigenen Bearbeitung und Ermächtigungen, aber auch der Begrenzung und Aufhebung von demütigenden Erfahrungen von Jugendlichen gibt es – individuell und im Team? Was brauchen MitarbeiterInnen, um in hochkonflikthaften Situationen, die angesichts der Zielgruppe immer wieder vorkommen können, deeskalierend und somit entwicklungsfördernd wirken zu können?

Erweiterung der Netzwerkperspektive

Laut den Netzwerkkarten waren für den größten Teil der Jugendlichen während der Zeit in der SWG nur Herkunftsfamilie, SWG-MitbewohnerInnen und SWG-MitarbeiterInnen emotional nahe, wichtige und unterstützende Menschen. Teilweise dürfte das damit zu tun haben, dass vor der SWG z. T. häufige Umfeldwechsel stattfanden, die die Etablierung eines sozialen Netzes erschwerten. Es könnte aber auch damit zu tun haben, dass etwaige wichtige, außerfamiliäre Bezugspersonen im Rahmen der Betreuung nicht deutlich wurden. Gleichzeitig sind für Kinder und Jugendliche über Familienbeziehungen hinaus beispielsweise auch Beziehungen zur Peergroup oder zu wichtigen Erwachsene Ressourcen, die die Entwicklungschancen erhöhen. Das Konzept der Resilienz, welche von Corina Wustmann als „Fähigkeit, erfolgreich mit belastenden Lebenssituationen umzugehen“²⁸³ beschrieben wird, beinhaltet ein Zusammenspiel von personalen Ressourcen, Schutzfaktoren innerhalb der Familie und Zugängen zu Ressourcen im sozialen Umfeld. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, inwieweit systematisch unterstützende Personen und – über den/die Einzelne und das System Familie hinaus – soziale und personale Ressourcen erhoben und gefördert werden?

²⁸¹ Münstermann; in: Schwabe, 2002, S. 3

²⁸² Vgl. Schwabe, 2002

²⁸³ Wustmann, 2006, S. 6

6.3 Resümee

„Wer die Augen vor der Komplexität verschließt, verhält sich wie der Mann, der seinen Schlüssel, den er verloren hat, dort sucht, wo es schön hell ist und nicht dort, wo er wahrscheinlich liegt.“²⁸⁴

Die SWG arbeitet in einem sehr komplexen Feld mit dementsprechenden Beziehungen, Problemstellungen, Einflussfaktoren und Wechselwirkungen. Das Augenscheinliche muss dabei nicht immer der Schlüssel zur Ermöglichung von Entwicklungsprozessen sein. Die Fachkräfte der SWG verschließen vor dieser Komplexität nicht die Augen. Sie haben in den letzten Jahren ein anspruchsvolles Konzept entwickelt und in die Umsetzung gebracht. Auch in diesem Evaluationsforschungsprojekt wurde versucht, die Augen nicht vor dieser Komplexität zu verschließen, um sich den Wechselwirkungen vielfacher wirkmächtiger Faktoren in der Arbeit der SWG anzunähern.

Aus der Evaluation wird deutlich, dass Familien an die Fachkräfte der SWG hohe Ansprüche in Bezug auf deren fachliche wie menschliche Qualitäten stellen. Auch wenn die Einleitung der SWG-Maßnahme in den meisten Fällen im Sinne eines Zwangskontextes mit Auflagen und Zielen der Jugendwohlfahrt erfolgt, gilt es gleichzeitig, Formen der Beteiligung von Eltern/Teilen und Minderjährigen bei wichtigen Entscheidungen, wie beispielsweise der Zieldefinition, zu ermöglichen. Die Entwicklung einer wertschätzenden Vertrauensbeziehung zwischen einzelnen Familienmitgliedern und unterschiedlichen Fachkräften ist die Basis für gelingende Koproduktionsprozesse. Dabei sind die Fachkräfte der SWG gefordert, diese tragfähige und vertrauensvolle Arbeitsbeziehung nicht nur vor dem Zwangshintergrund her- und unter Beweis zu stellen, sondern auch unter Berücksichtigung positiver, aber vor allem auch negativer Erfahrungen mit HelferInnen-Systemen. InterviewpartnerInnen erwarteten sich von den Fachkräften Unterstützung bei der Zielerreichung und profitierten dabei von den differenzierten und individuellen sozialpädagogischen wie therapeutischen Angeboten. Dabei ist der Blick auf das – zumeist sehr komplexe – Herkunftssystem und die Familienorientierung ebenso bedeutsam, wie die Wahrnehmung und Unterstützung der einzelnen Beteiligten, um somit familiäre wie individuelle Entwicklungsmöglichkeiten zu eröffnen. Nach Beendigung der SWG beschreiben InterviewpartnerInnen keine „heile Familie“. Es gibt aber deutliche Hinweise, dass familiäre Beziehungen durch Veränderungen in der Wahrnehmung der eigenen Person und des Gegenübers erhalten, verändert und gefördert werden. Eltern wie Jugendliche beschreiben u. a. in diesem Zusammenhang Ermutigungsprozesse und in Folge Selbstwirksamkeitserfahrungen im sozialpädagogischen wie therapeutischen Arbeiten mit dem Ziel „(Rück)Gewinn an Autonomie“. Letztlich geht es in der WG um die Gestaltung eines Lebens- und Entwicklungsraumes, wo mit den dort wohnenden Jugendlichen auch deren Herkunftssysteme in den WG-Alltag einwirken.

Die interviewten Jugendlichen beschrieben und resümierten sehr differenziert ihre Erfahrungen mit der SWG. Das damit verbundene Zulassen und Bearbeiten von Ambivalenzen in der Reflexion der Fremdunterbringungserfahrung ist ein deutlicher Hinweis darauf, dass während der Zeit in der SWG wirkungsvolle Impulse gesetzt werden konnten.²⁸⁵ Aus heutiger Perspektive könnte für einige rückgeführte Jugendliche die SWG auch ein Platz sein, wo sie bis zur Verselbständigung bleiben

Hohe Ansprüche an die SWG-Fachkräfte

Differenziertes Reflektieren von Jugendlichen als ein deutlicher Hinweis für wirkungsvolle Impulse

²⁸⁴ Wolf, 2007/01, S. 23

²⁸⁵ Wolf, 2007/04, S. 8

ElternTeile heben vor allem die Zusammenarbeit mit dem Herkunftssystem besonders positiv hervor

Es gibt aber auch enttäuschte Hoffnungen

Rollenaufteilung zwischen JUWO und SWG wird erlebt

würden – auch wenn es „hart“ werden könnte. Nur in einem – interessanterweise günstig verlaufenen – Fall, zieht eine Jugendliche ein gänzlich negatives Resümee.

Das Resümee eines Interviewpartners „wenn es Sterne zum vergeben geben würde für die WG, täten die die höchste Sterneanzahl kriegen“²⁸⁶ zeichnet ein Bild, das sich so gut wie in allen Interviews mit ElternTeilen findet. Die praktische Umsetzung des Konzepts wird von ihnen bemerkenswert positiv kommentiert. „Super war das Zusammenarbeiten, das Team, das Menschliche, das hat alles passt“²⁸⁷, bringt Frau Tanzer die wertschätzende Zusammenarbeit auf den Punkt. Gleichzeitig verschweigen ElternTeile mit gelungenen Betreuungsverläufen auch nicht, welche Belastungen neben der Unterstützung auch mit einer Fremdunterbringung in der SWG verbunden sind. Frau Rofner betont nachdrücklich, sie hätte durch „a schwere Schul“ gehen müssen. Bemerkenswert ist auch, dass Elternteile, die ihr persönliches Ziel nicht erreicht hatten, dies nicht der SWG zum Vorwurf machen und deren Arbeit positiv bewerten. So resümiert Frau Kraus, zu der ihr Kind nicht rückgeführt wurde: „Die Gespräche mit ihr [mit der Therapeutin] haben mir irrsinnig gut getan, nur im Endeffekt hat es mir nichts gebracht.“²⁸⁸ Es zeigt sich, dass die SWG und die Jugendwohlfahrt in ihren jeweiligen Rollen und Funktionen wahrgenommen werden: Die Jugendwohlfahrt in ihrer Kontrollfunktion, die den Zwangskontext herstellt, Auflagen erteilt und entscheidet; die SWG in ihrer Unterstützungsfunktion, die bei der Zielerreichung hilft. In Folge dessen wird für persönliche Enttäuschungen häufig die Jugendwohlfahrt verantwortlich gemacht. Aber auch getrennt lebende ElternTeile, die dagegen arbeiten würden, werden in diesem Zusammenhang genannt. Es bleibt auch eine Enttäuschung, wenn sich das Kind für eine Rückführung zum anderen Elternteil entscheidet. Unabhängig vom den Wirkungen des Betreuungsverlaufes, fordern ElternTeile die Förderung von Einrichtungen wie der SWG – „I find, solche Unterstützungen gehören mehr ausbaut“²⁸⁹ – oder stellen Fremdunterbringungseinrichtungen grundsätzlich in Frage, weil die (wiederholte) Fremdunterbringung des eigenen Kindes bis heute nicht als gerechtfertigt angesehen wird.

²⁸⁶ F5LG/SV

²⁸⁷ F4KM

²⁸⁸ F12KM

²⁸⁹ F5KV

Was hat sich in der Arbeit der SWG bewährt?

- ☉ Familienorientierung
- ☉ Beteiligung bei wichtigen Entscheidungen und gemeinsame Zielorientierung
- ☉ Verlässliche Bezugspersonen sowohl für Minderjährige als auch für ElternTeile (SozialpädagogInnen und TherapeutInnen)
- ☉ Differenzierte und individuelle Herangehensweisen von SozialpädagogInnen und TherapeutInnen
- ☉ Zusammenarbeit auf einer Vertrauensbasis
- ☉ Ermöglichung von individuellen und familienorientierten Selbstwirksamkeitserfahrungen und Entwicklungsprozessen
- ☉ Atmosphäre und Lebensqualität in der Einrichtung
- ☉ Alltags- und Lebensweltnähe
- ☉ Zugangsmodell Zwangskontext kann unter bestimmten in der Arbeit bewährten, Voraussetzungen zu entwicklungsfördernder Zusammenarbeit werden.

Was könnte weiterentwickelt werden?

- ☉ Konzeptionelle Überlegungen zum Angebot „Clearing“
- ☉ Zusammenarbeit mit komplexen und hochkonflikthaften Familiensystemen
- ☉ Beteiligung von (Stief)Vätern im therapeutischen Kontext und damit möglicherweise verbundene Optionen im Setting/Zugang
- ☉ Konflikt- und Deeskalationsstrategien unter Berücksichtigung der personalen, prozesshaften, systemischen und institutionellen Ebene, wie sie beispielsweise Mathias Schwabe (2001, 2002) herausgearbeitet hat
- ☉ Zugangsmodell Zwangskontext auf Basis der Erfahrungen.

7 Literatur

- Bitzan, Maria/Bolay, Eberhard/Thiersch, Hans** (Hg.): Die Stimme der Adressaten. Empirische Forschung über Erfahrungen von Mädchen und Jungen mit der Jugendhilfe, Weinheim 2006
- Bortz, Jürgen/Döring, Nicola**: Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler, 4. Auflage, Berlin 2006
- Conen, Marie-Luise**: Wenn Heimerzieher zu nett sind. Heimkinder im Loyalitätskonflikt zwischen Eltern und Erziehern; in: Evangelische Jugendhilfe, 4/1996, S. 206–216
- Conen, Marie-Luise**: "Unfreiwilligkeit" – ein Lösungsverhalten; in: Familiendynamik, 1999, Heft 3, S. 282–297
- Conen, Marie-Luise/Cecchin, Gianfranco**: Wie kann ich Ihnen helfen, mich wieder loszuwerden? Therapie und Beratung mit unmotivierten Klienten und in Zwangskontexten, 2. Auflage, Heidelberg 2009
- Helming, Elisabeth**: Ausdifferenzierung von aufsuchenden familienunterstützenden Hilfen; in: Neue Praxis, Sonderheft 9/2008, S. 171–181
- Kähler, Harro**: Soziale Arbeit in Zwangskontexten. Wie unerwünschte Hilfe erfolgreich sein kann, München 2005
- Kardorff, Ernst von**: Zur gesellschaftlichen Bedeutung und Entwicklung (qualitativer) Evaluationsforschung; in: Flick, Uwe (Hrsg.): Qualitative Evaluationsforschung. Konzepte – Methoden – Umsetzung, Reinbek bei Hamburg 2006, S. 63-91
- Kelle, Udo/Erzenberger, Christian**: Stärken und Probleme qualitativer Evaluationsstudien – ein empirisches Beispiel aus der Jugendhilfeforschung; in: Flick, Uwe (Hrsg.): Qualitative Evaluationsforschung. Konzepte – Methoden– Umsetzung, Reinbeck bei Hamburg 2006, S. 284–300
- Klawe, Willy**: Wie funktioniert Individualpädagogik? Schlüsselsituationen und Wirkfaktoren – Ergebnisse einer rekonstruktiven Studie; in: Sozialmagazin, 11/2010, S. 46–54
- Munsch, Chantal**: Beiträge zur Wirkungsorientierung von erzieherischen Hilfen; in: Wirkungsorientierte Jugendhilfe, Band 01, 2007, S. 41–48
<http://www.wirkungsorientierte-jugendhilfe.de>; Stand: 07.10.09
- Oelerich, Gertrud/Schaarschuch, Andreas**: Der Gebrauchswert für NutzerInnen; in: Sozialpädagogische Impulse, 1/2006, S. 4–8
- Schülerwohnen Graz mit familientherapeutischer Begleitung**: Konzept, überarbeitete Version August 2009
- Schwabe, Mathias**: ViDET – Ein video-unterstütztes De-Eskalations-Training für MitarbeiterInnen der Jugendhilfe, Frankfurt a. Main 2001

- Schwabe**, Mathias: Eskalation und De-Eskalation in Einrichtungen der Jugendhilfe. Konstruktiver Umgang mit Aggression und Gewalt in Arbeitsfeldern der Jugendhilfe, Frankfurt a. Main 2002
- Straus**, Florian: Netzwerkanalysen. Gemeindepsychologische Perspektiven für Forschung und Praxis, Wiesbaden 2002
- Tuider**, Elisabeth/**Wilting**, Klaus: Gute Orte in den Erziehungshilfen – Lebenswelten aus Sicht der Jugendlichen; in: Forum Erziehungshilfen, Heft1/2009, S. 54–59
- Wigger**, Annegret: Der Aufbau eines Arbeitsbündnisses in Zwangskontexten – professionstheoretische Überlegungen im Lichte verschiedener Fallstudien; in: Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller, Silke (Hrsg.): Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven, 2. Auflage 2009, S. 143–159
- Wolf**, Klaus: Wie wirken pädagogische Interventionen?; in: Jugendhilfe 44, 6/2006, S. 294–301
- Wolf**, Klaus: Wirkungsorientierung in den Hilfen zur Erziehung; in: Wirkungsorientierte Jugendhilfe, Band 01, 2007, S. 19–24, <http://www.wirkungsorientierte-jugendhilfe.de>, Stand 07.10.09
- Wolf**, Klaus: Metaanalysen von Fallstudien erzieherischer Hilfen hinsichtlich von Wirkungen und „wirkmächtigen“ Faktoren aus Nutzersicht; in: Wirkungsorientierte Jugendhilfe, Band 04, 2007; <http://www.wirkungsorientierte-jugendhilfe.de>; Stand: 07.10.09
- Wolf**, Klaus: Erziehung und Zwang; Manuskript; veröffentlicht in: Widersprüche, Heft 107, März 2008
- Wustmann**, Corina: Das Konzept der Resilienz und seine Bedeutung für das pädagogische Handeln; in: Bohn, I. (Hrsg.): Dokumentation der Fachtagung „Resilienz – Was Kinder aus armen Familien stark macht“, Frankfurt am Main, ISS-Aktuell 2/2006, S.6–14